



Leseprobe

Salman Rushdie

Joseph Anton

Autobiografie

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,99 €



Seiten: 720

Erscheinungstermin: 14. April 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Was bedeutet es für einen Schriftsteller, über neun Jahre lang mit einer Morddrohung zu leben?

Was bedeutet es für einen Schriftsteller, über neun Jahre lang mit einer Morddrohung zu leben? Wie fest hat die Verzweiflung sein Denken und Handeln im Griff? Zum ersten Mal erzählt Salman Rushdie seine beeindruckende Geschichte; es ist die Geschichte eines Kampfes: dem Kampf um die Meinungsfreiheit. Rushdie erzählt vom teils bitteren, teils komischen Leben unter bewaffnetem Polizeischutz; von den engen Beziehungen, die er zu seinen Beschützern knüpfte; von seinem Ringen um Unterstützung und Verständnis bei Regierungen, Verlegern und Schriftstellerkollegen; und davon, wie er seine Freiheit wiedererlangte.



Autor

Salman Rushdie

Salman Rushdie, 1947 in Bombay geboren, ging mit vierzehn Jahren nach England und studierte später in Cambridge Geschichte. Mit seinem Roman »Mitternachtskinder«, für den er den Booker Prize erhielt, wurde er weltberühmt. 1996 wurde ihm der Aristeion-Literaturpreis der EU für sein Gesamtwerk zuerkannt. 2007 schlug ihn die Queen zum Ritter. 2022 ernannte ihn das deutsche PEN-Zentrum zum Ehrenmitglied. Sein neuer Roman »Victory City« erscheint im April 2023.

Was bedeutet es für einen Schriftsteller, über neun Jahre lang mit einer Morddrohung zu leben? Wie fest hat die Verzweiflung sein Denken und Handeln im Griff? Zum ersten Mal erzählt Salman Rushdie seine beeindruckende Geschichte; es ist die Geschichte eines Kampfes: dem Kampf um die Meinungsfreiheit. Rushdie erzählt vom teils bitteren, teils komischen Leben unter bewaffnetem Polizeischutz; von den engen Beziehungen, die er zu seinen Beschützern knüpfte; von seinem Ringen um Unterstützung und Verständnis bei Regierungen, Verlegern und Schriftstellerkollegen; und davon, wie er seine Freiheit wiedererlangte.

SALMAN RUSHDIE, 1947 in Bombay geboren, studierte in Cambridge Geschichte. Mit seinem Roman »Mitternachtskinder« wurde er weltberühmt. Seine Bücher erhielten renommierte internationale Auszeichnungen, u.a. den Booker Prize, und sind in zahlreiche Sprachen übersetzt. 1996 wurde ihm der Aristeion-Literaturpreis der EU für sein Gesamtwerk zuerkannt. 2008 schlug ihn die Queen zum Ritter.

SALMAN RUSHDIE BEI BTB:

Mitternachtskinder. Roman (74660) · Die satanischen Verse. Roman (74659) · Des Mauren letzter Seufzer. Roman (74658) · Osten, Westen. Kurzgeschichten (74661) · Der Boden unter ihren Füßen. Roman (74445) · Harun und das Meer der Geschichten (74747) · Wut. Roman (74748) · Das Lächeln des Jaguars. Eine Reise durch Nicaragua (74749) · Shalimar der Narr. Roman (74338) · Joseph Anton. Die Autobiographie (74714)

Salman Rushdie

Joseph Anton

Die Autobiographie

*Aus dem Englischen
von Verena von Koskull
und Bernhard Robben*

btb

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel *Joseph Anton*.
A Memoir bei Random House, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*
liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Mai 2014

Copyright © 2012 Salman Rushdie

All rights reserved.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012 C. Bertelsmann Verlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München nach einem Entwurf von

R.M.E, Rosemarie Kreuzer nach einer Originalgestaltung von

© theBookDesigners

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

MI · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74714-6

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

*Für meine Kinder
Zafar und Milan
sowie deren Mütter
Clarissa und Elizabeth
und für alle,
die geholfen haben*

*Und dadurch sie erseh'n zu einer Handlung,
Wovon, was jetzt geschah, ein Vorspiel ist,
Doch uns das Künft'ge obliegt.*

William Shakespeare, *Der Sturm*

Inhalt

Prolog
Die erste Krähe
9

I
Ein umgekehrter
faustischer Pakt
27

II
»Manuskripte brennen nicht«
III

III
Das Jahr null
159

IV
Die verhängnisvolle Falle,
geliebt werden zu wollen
255

V
»Been Down So Long
It Looks Like Up to Me«
319

VI
Warum es unmöglich ist,
die Pampa zu fotografieren
383

VII
Eine Fuhre Mist
465

VIII
Mr Morning und
Mr Afternoon
537

IX
Seine Millenniums-Illusion
627

X
Im Halcyon Hotel
679

Danksagung
704

Personenregister
706

Ortsregister
717

Prolog

Die erste Krähe

HINTERHER, ALS DIE WELT um ihn herum explodierte und die todbringenden Krähen sich im Schulhof auf dem Klettergerüst versammelten, wurmte es ihn, dass er den Namen der BBC-Reporterin vergessen hatte, die ihm sagte, sein altes Leben sei vorbei, für ihn beginne eine neue, eine dunklere Existenz. Sie rief ihn unter seiner Privatnummer an, ohne zu erklären, woher sie die hatte. »Wie fühlt man sich«, fragte sie, »wenn man weiß, dass man gerade von Ayatollah Khomeini zum Tode verurteilt wurde?« Es war ein sonniger Tag in London, aber ihre Frage verschattete das Licht. Ohne recht zu wissen, was er redete, hat er Folgendes geantwortet: »Man fühlt sich nicht gut.« Und Folgendes hat er gedacht: *Ich bin ein toter Mann*. Er fragte sich, wie viele Tage er noch zu leben hatte, und dachte, die Antwort wäre vermutlich eine einstellige Zahl. Dann legte er den Hörer auf und rannte aus dem Arbeitszimmer im oberen Stock des schmalen Reihenhauses in Islington nach unten. Das Wohnzimmer hatte hölzerne Fensterläden, die er absurderweise zuzog und verriegelte. Danach schloss er die Haustür ab.

Es war Valentinstag, nur verstand er sich nicht besonders mit seiner Frau, der amerikanischen Schriftstellerin Marianne Wiggins. Erst sechs Tage zuvor hatte sie erklärt, dass sie nicht glücklich mit ihm sei, dass sie sich in seiner Nähe ›nicht mehr wohl fühle‹, dabei waren sie kaum mehr als ein Jahr verheiratet, und er selbst wusste auch, dass diese Ehe ein Fehler gewesen war. Nun starrte Marianne ihn an, während er nervös durchs Haus tigerte, Vorhänge zuzog, Fensterriegel prüfte, von den Nachrichten so elektrisiert, als pulsierte Strom durch seine Adern, und er musste ihr erklären, was passiert war. Sie trug es mit Fassung und begann, mit ihm zu bereden, was als Nächstes zu tun war. Sie benutzte das Wort *wir*. Das war mutig.

Vor dem Haus hielt ein Wagen, geschickt von CBS. Er hatte mit

dem amerikanischen Fernsehsender einen Termin in den Studios von Bowater House in Knightsbridge, ein Auftritt im Frühstückfernsehen per Satellitenschaltung. »Ich muss los«, sagte er. »Die senden live. Ich kann nicht einfach hierbleiben.« Später am selben Vormittag sollte in der orthodoxen Kirche in der Moscow Road in Bayswater ein Gedenkgottesdienst für Bruce Chatwin stattfinden. Kaum zwei Jahre zuvor hatte er in Homer End, Bruce' Haus in Oxfordshire, seinen vierzigsten Geburtstag gefeiert. Jetzt war Bruce tot, gestorben an Aids, und der Tod hatte auch an seine Tür geklopft. »Was ist mit dem Gottesdienst?«, fragte seine Frau. Er wusste keine Antwort, schloss die Haustür auf, ging nach draußen, stieg ins Auto und wurde fortgefahren. Er konnte es damals nicht ahnen, weshalb ihm dieser Augenblick, als er auf die Straße trat, nicht besonders bedeutsam vorkam, doch sollte er das Haus, in dem er fünf Jahre lang daheim gewesen war, erst drei Jahre später wieder betreten, und dann würde es nicht mehr sein Haus sein.

Die Kinder in der Schule im kalifornischen Bodega Bay singen ein trauriges Unsinnlied. *Sie kämmt sich das Haar nur einmal im Jahr, ristle-te, rostle-te, mo, mo, mo.* Vor der Schule weht ein kalter Wind. Eine einzelne Krähe fliegt vom Himmel herab und landet auf dem Klettergerüst. Das Kinderlied ist ein Rundgesang; es hat einen Anfang, aber kein Ende. Es dreht sich im Kreis, rundherum und rundherum. *Mit jedem Bürstenstrich vergießt sie eine Träne, ristle-te, rostle-te, hey-bombosity, knicketyknackety, retro-quo-quality, willoby-wallaby, mo, mo, mo.* Vier Krähen hocken auf dem Gerüst, da kommt eine fünfte. Die Schulkinder singen. Jetzt sind es viele hundert Krähen auf dem Hof, und abertausend verdecken den Himmel wie in der ägyptischen Plage. Ein Lied hat begonnen, ein Lied ohne Ende.

Als die erste Krähe auf dem Klettergerüst landet, wirkt sie besonders, spezifisch, einzigartig. Aus ihrer Anwesenheit eine generelle Theorie abzuleiten, ein Schema der Geschehnisse, ist gänzlich unnötig. Später, als die Plage sich ausbreitet, fällt es den Leuten leicht, in der ersten Krähe einen Vorboten zu sehen. Als sie aber auf dem Klettergerüst landet, ist sie nur ein einzelner Vogel.

In den kommenden Jahren taucht diese Szene in seinen Träumen auf, und er wird begreifen, dass sie eine Art Prolog ist: die Geschichte von dem Augenblick, in dem die erste Krähe landete. Zu Beginn geht

es nur um ihn; die Geschichte ist individuell, besonders, spezifisch. Niemand fühlt sich bemüßigt, daraus irgendwelche Schlussfolgerungen zu ziehen. Ein Dutzend Jahre und mehr werden vergehen, ehe die Geschichte den Himmel verdeckt – wie der am Horizont erscheinende Erzengel Gabriel, wie zwei in hohe Gebäude fliegende Flugzeuge, wie die Plage der todbringenden Vögel in Alfred Hitchcocks großartigem Film.

In den Studios von CBS war er die Nachricht des Tages. Die Leute in der Nachrichtenredaktion und an den diversen Monitoren benutzten schon das Wort, das ihm bald wie ein Mühlstein um den Hals hängen würde. Sie benutzten es, als wäre es synonym mit ›Todesurteil‹, und er wollte rebellieren, sie pedantisch korrigieren, das sei es nicht, was das Wort besage. Von jenem Tag an aber sollte es dies für die meisten Menschen auf der Welt bedeuten. Auch für ihn.

Fatwa.

›Ich informiere das stolze muslimische Volk der Welt, dass der Autor des Buches *Die satanischen Verse*, welches sich gegen den Islam, den Propheten und den Koran richtet, sowie alle, die zu seiner Publikation beigetragen haben, zum Tode verurteilt sind. Ich bitte sämtliche Muslime, die Betroffenen hinzurichten, wo immer sie auch sein mögen.‹ Während er zum Interview ins Studio geführt wurde, drückte ihm irgendwer den Text in die Hand. Wieder wollte sein altes Ich korrigieren, diesmal das Wort ›verurteilt‹. Bei der Fatwa handelte es sich um kein Urteil von einem Gericht, das er anerkannte oder das Gerichtsbarkeit über ihn besaß. Sie war das Edikt eines grausamen alten, im Sterben liegenden Mannes. Doch er wusste, die Angewohnheiten seines alten Ichs nutzten ihm nichts mehr. Er besaß jetzt ein neues Ich. Er war der Mensch im Auge des Sturms, nicht mehr der *Salman*, den seine Freunde kannten, sondern *Rushdie*, Autor der *satanischen Verse* – dieses Buches mit dem auf subtile Weise durch das Fortlassen des Artikels *Die* entstellten Titels. *Die satanischen Verse* war ein Roman. *Satanische Verse* waren Verse, die satanisch waren, und er war ihr satanischer Verfasser, ›Satan Rushdy‹, eine gehörnte Kreatur auf Plakaten, die von Demonstranten durch die Straßen ferner Städte getragen wurden, der Gehängte mit langer roter Zunge auf primitiven hochgehaltenen Bildern. *Hängt Satan Rushdy*. Wie leicht es doch war, eines Menschen Vergangenheit auszulöschen und eine neue Version

von ihm zu schaffen, eine überwältigende Version, gegen die anzukämpfen unmöglich schien.

König Karl I. hatte die Legitimität des gegen ihn verhängten Urteils angezweifelt. Oliver Cromwell konnte das nicht aufhalten; er ließ ihn trotzdem köpfen.

Er war kein König. Er war der Verfasser eines Buches.

Er sah die Journalisten an, die ihn ihrerseits ansahen, und fragte sich, ob Menschen so Verurteilte sahen, die zum Galgen, zum elektrischen Stuhl oder zur Guillotine geführt wurden. Ein Auslandskorrespondent wirkte freundlich. Er fragte ihn, was er seiner Meinung nach von Khomeinis Worten halten sollte. Wie ernst war das Ganze? War es nur eine rhetorische Floskel oder wirklich gefährlich?

»Ach, machen Sie sich keine allzu großen Sorgen«, antwortete der Journalist. »Khomeini verurteilt den Präsidenten der Vereinigten Staaten jeden Freitagnachmittag zum Tode.«

Als er auf Sendung war, wurde er gefragt, wie er auf die Drohung reagiere, und er antwortete: »Hätte ich doch nur ein kritischeres Buch geschrieben.« Dass er dies gesagt hatte, darauf war er stolz, damals wie heute. Es war die Wahrheit. Er hatte nicht den Eindruck, dass sich sein Buch besonders kritisch mit dem Islam auseinandersetzte, doch, und das sagte er auch an diesem Morgen im amerikanischen Fernsehen, eine Religion, deren Führer sich auf derartige Weise verhielt, hätte ein wenig Kritik wohl durchaus nötig.

Als das Interview vorbei war, wurde ihm gesagt, seine Frau wolle ihn sprechen. Er rief zu Hause an. »Komm nicht hierher zurück«, sagte sie. »Auf dem Bürgersteig warten gut zweihundert Journalisten auf dich.«

»Ich fahre zur Agentur«, erwiderte er. »Pack eine Tasche; und wir treffen uns da.«

Das Büro seiner Literaturagentur Wylie, Aitken & Stone befand sich in einem weißen Stuckhaus in der Fernshaw Road in Chelsea. Draußen kampierten keine Journalisten – offenbar rechnete die Weltpresse nicht damit, dass er an einem solchen Tag seinen Agenten aufsuchen würde –, doch als er das Gebäude betrat, klingelten sämtliche Telefone, und bei jedem Anruf ging es um ihn. Gillon Aitken, sein britischer Agent, sah ihn erstaunt an. Er telefonierte gerade mit Keith Vaz, dem britisch-indischen Parlamentsabgeordneten für Ost-

Leicester, hielt den Hörer zu und wisperte: »Willst du mit dem Kerl reden?«

Vaz sagte in diesem Telefongespräch, was passiert sei, sei »entsetzlich, absolut entsetzlich«, und versprach seine »volle Unterstützung«. Einige Wochen später war er einer der prominentesten Redner während einer Demonstration gegen *Die satanischen Verse*, an der über dreitausend Muslime teilnahmen; dieser Marsch, sagte er, mache »den heutigen Tag zu einem der größten Tage in der Geschichte des Islam und Großbritanniens«.

Er merkte, dass er nicht vorausdenken konnte, dass er keine Ahnung hatte, wie er sein Leben jetzt gestalten, welche Pläne er machen sollte. Er konnte sich nur auf das Nächstliegende konzentrieren, und das war im Augenblick der Gedenkgottesdienst für Bruce Chatwin. »Mein Lieber«, sagte Gillon, »meinst du wirklich, du solltest dahin gehen?« Er traf seine Entscheidung. Bruce war ein enger Freund gewesen. »Scheiß drauf«, sagte er, »gehen wir.«

Marianne kam, in den blitzenden Augen ein leicht gestörter Blick, empört, weil sie, als sie das Haus in der St. Peter's Street 41 verließ, von Fotografen bedrängt worden war. Am nächsten Tag würde dieser Blick auf dem Titelblatt aller Zeitungen im Land zu sehen sein. Eines der Blätter gab diesem Blick einen Namen in fünf Zentimeter großen Lettern: DAS GESICHT DER ANGST. Marianne sagte nicht viel. Er auch nicht. Sie stiegen in ihr Auto, einen schwarzen Saab, und er fuhr durch den Park nach Bayswater. Hinten saß Gillon Aitken mit besorgter Miene, sein langer Leib lässig über den Rücksitz drapiert.

Seine Mutter und seine jüngste Schwester waren in Karatschi. Was würde aus ihnen werden? Seine mittlere Schwester, längst mit der Familie auseinandergelebt, wohnte im kalifornischen Berkeley. War sie dort sicher? Seine älteste Schwester, Sameen, sein irischer Zwilling, wohnte mit ihrer Familie im Norden Londons, in Wembley, nicht weit vom berühmten Stadion. Was war nötig, um sie zu beschützen? Sein Sohn, Zafar, gerade mal neun Jahre und acht Monate alt, lebte mit seiner Mutter Clarissa in der Burma Road, Hausnummer 60, ganz in der Nähe von Green Lanes und Clissold Park. Zafars zehnter Geburtstag schien ihm in diesem Moment weit, weit weg zu sein. »Dad«, hatte Zafar gefragt, »warum schreibst du keine Bücher, die ich lesen kann?« Das ließ ihn an eine Zeile aus »St. Judy's Comet« denken, einen

Song, den Paul Simon als Schlaflied für seinen kleinen Sohn geschrieben hatte. *If I can't sing my boy to sleep, well, it makes your famous daddy look so dumb* – *Wenn ich meinen Jungen nicht in den Schlaf singen kann, tja, dann steht dein berühmter Vater wohl ziemlich blöd da.* »Gute Frage«, hatte er geantwortet. »Lass mich das Buch fertig machen, an dem ich gerade arbeite, und dann schreibe ich eins für dich. Abgemacht?« – »Abgemacht.« Also hatte er das Buch zu Ende geschrieben, und es war veröffentlicht worden, aber jetzt blieb ihm vielleicht nicht mehr genug Zeit, noch ein Buch zu schreiben. *Niemals*, dachte er, *soll man ein Versprechen brechen, das man einem Kind gegeben hat*, und dann hängte sein konfuser Kopf den idiotischen Zusatz an, *wäre aber der Tod des Autors eine akzeptable Entschuldigung?*

Sein Verstand sann auf Mord.

Vor fünf Jahren war er mit Bruce Chatwin durch Australiens ›rote Mitte‹ gereist, hatte sich in Alice Springs ein Graffito notiert: *Stell dich, weißer Mann, deine Stadt ist umzingelt*, und sich mühsam den Ayers Rock hinaufgehievt, während Bruce, der stolz darauf war, es vor kurzem bis zum Mount-Everest-Basislager geschafft zu haben, an ihm vorbeihüpfte, als liefe er einen sanften Hang hinauf, hatte gehört, was sich die Einheimischen über den sogenannten ›Dingo-Baby-Fall‹ erzählten, und in einer lausigen Bruchbude namens Inland Motel gehaust, in dem man im Jahr zuvor einem sechsunddreißigjährigen Trucker namens Douglas Crabbe einen Drink verweigert hatte, weil er schon zu besoffen war, woraufhin er die Leute hinterm Tresen beschimpfte und dann, nachdem man ihn rausgeworfen hatte, mit seinem Truck in vollem Tempo auf die Bar zuhielt und fünf Menschen umbrachte.

In einem Gericht in Alice Springs machte Crabbe seine Aussage, und sie fuhren hin, um sie anzuhören. Der Trucker war unauffällig gekleidet, der Blick gesenkt, die Stimme tief und eintönig. Er beharrte darauf, nicht zu jener Sorte Mensch zu gehören, die zu Derartigem fähig war, und als man ihn fragte, weshalb er sich da so sicher sei, antwortete er, dass er bereits seit vielen Jahren auf der Straße fahre und sich um die Lastwagen kümmerge, als wären sie »seine eigenen« (an dieser Stelle schwieg er kurz, und das unausgesprochene Wort in diesem Moment der Stille hätte ›Kinder‹ sein können), weshalb es seinem Naturell völlig widerspreche, einen Truck zuschanden zu fahren.

Als die Geschworenen dies hörten, erstarrten sie sichtlich, und es war klar, dass der Mann den Prozess verloren hatte. »Dabei«, murmelte Bruce, »hat er natürlich nur die Wahrheit gesagt.«

Diesem Mörder bedeuteten Lastwagen mehr als Menschen. Und fünf Jahre später waren offenbar Menschen unterwegs, die einen Schriftsteller wegen seiner gotteslästerlichen Worte umbringen wollten, und der Glaube, zumindest eine bestimmte Auslegung dieses Glaubens, war ihr Lastwagen, den sie mehr als ein menschliches Leben liebten. Dabei war das, wie er sich nun in Erinnerung rief, gar nicht seine erste Blasphemie gewesen. Mit Bruce war er auf den Ayers Rock gestiegen, und das hatte man inzwischen auch verboten. Der den Aborigines zurückgegebene Rock, der wieder seinen alten Namen Uluru trug, war heute geheiligtes Terrain, auf dem Bergsteiger nicht länger geduldet wurden.

Auf dem Rückflug von dieser australischen Reise im Jahre 1984 begann er zu verstehen, wie *Die satanischen Verse* geschrieben werden konnten.

Die Andacht in der griechisch-orthodoxen Kathedrale der heiligen Sophia der Erzdiözese von Thyateria und Großbritannien, hundert-zehn Jahre zuvor als ein Prunkbau errichtet, der an die großen Kathedralen des alten Byzanz gemahnen sollte, wurde ganz in sonorem, salbungsvollem Griechisch abgehalten. Die Rituale waren so wortreich wie mysteriös. Bla, bla, bla Bruce Chatwin, intonierten die Priester, bla, bla Chatwin bla, bla. Sie standen auf, sie setzten sich, sie knieten sich hin, sie erhoben sich und setzten sich wieder. Es stank nach heiligem Räucherwerk. Er musste daran denken, wie ihn sein Vater in Bombay als Kind einmal mitgenommen hatte, um am Tag des Ramadanfestes zu beten. Auf dem Gebetsplatz wurde nur Arabisch geredet, und es gab jede Menge Mit-der-Stirn-Aufschlagen und Herumstehen mit ausgestreckten Händen, die Handflächen nach oben, dazu ewiges Gemurmel unbekannter Worte in einer Sprache, die ihm fremd war. »Mach mir einfach alles nach«, hatte sein Vater gesagt. Sie waren keine religiöse Familie und gingen fast nie zu solchen Zeremonien. Gebete und deren Bedeutung hatte er nicht gelernt. Alles, was er konnte, war, dieses eine Gebet nachzuplappern, es auswendig vor sich hin zu murmeln. Und deshalb kam ihm die bedeutungslose Zeremonie in der Moscow Road so vertraut vor. Er saß mit Marianne

neben Martin Amis und dessen Frau Antonia Phillips. »Wir haben uns Sorgen um dich gemacht«, sagte Martin, als er ihn umarmte. »Ich auch um mich«, hatte er geantwortet. Bla Chatwin bla Bruce bla. Der Schriftsteller Paul Theroux saß in der Bank hinter ihm. »Salman«, sagte er, »bestimmt sitzen wir nächste Woche deinetwegen hier.«

Als er eintraf, standen einige Fotografen auf dem Gehweg. Normalerweise ziehen Schriftsteller keine Scharen von Paparazzi an, doch drangen im Laufe der Andacht immer mehr Journalisten in die Kirche. Eine unverständliche Religion war Gastgeber für eine Sensationsmeldung, die der unverständliche Gewaltangriff einer anderen unverständlichen Religion ausgelöst hatte. *Zu den schlimmsten Folgen dessen, was geschehen ist*, sollte er später schreiben, *gehört, dass das Unverständliche verständlich wurde, das Unvorstellbare vorstellbar.*

Die Andacht endete, und die Journalisten drängten zu ihm. Gillon, Marianne und Martin versuchten, sie aufzuhalten. Ein hartnäckiger, grauhaariger Kerl (grauer Anzug, graues Haar, graues Gesicht, graue Stimme) schaffte es durch die Menge, hielt ihm ein Tonband unter die Nase und stellte die naheliegenden Fragen. »Tut mir leid«, erwiderte er. »Dies ist eine Andacht zum Gedenken an meinen Freund, da wäre es ungehörig, Interviews zu geben.« – »Sie verstehen nicht«, sagte der graue Kerl und klang verwirrt. »Ich bin vom *Daily Telegraph*. Die haben mich *extra* hergeschickt.«

»Gillon, ich brauche deine Hilfe«, sagte er.

Gillon beugte sich aus seiner beachtlichen Höhe zu dem Reporter hinab und sagte mit fester Stimme und hochnäsigstem Akzent: »*Verpiss dich!*«

»So können Sie nicht mit mir reden«, erwiderte der Mann vom *Telegraph*. »Ich war auch auf dem Internat.«

Danach war Schluss mit lustig. Als er auf die Moscow Road trat, umschwärmten ihn Journalisten wie Drohnen auf der Suche nach der Königin, Fotografen nahmen einander huckepack, taumelnde Leiberberge, aus denen Blitzgewitter zuckten. Blinzeln und orientierungslos stand er da und wusste einen Moment lang nicht, was er machen sollte.

Es schien kein Entkommen zu geben. Zum Auto zu laufen, das nicht mehr als hundert Meter entfernt stand, war unmöglich, ohne von Kameras verfolgt zu werden, von Mikrofonen und Männern, die

auf welches Internat auch immer gegangen und extra seinetwegen geschickt worden waren. Rettung kam durch seinen Freund Alan Yentob von der BBC, Filmemacher und Vorstandsmitglied des Senders, den er acht Jahre zuvor kennengelernt hatte, als Alan für *Arena* einen Dokumentarfilm über einen jungen Schriftsteller drehte, dessen frisch publizierter Roman mit dem Titel *Mitternachtskinder* von der Öffentlichkeit wohlwollend aufgenommen wurde. Alan besaß einen Zwilling Bruder, doch behaupteten die Leute oft: »Salman sieht wie dein Zwilling aus.« Diese Ansicht hielt sich, obwohl sie beide anderer Auffassung waren. Heute dürfte für Alan allerdings wohl kaum ein Tag sein, an dem er gerne mit ihm verwechselt werden wollte.

Alans Wagen von der BBC hielt direkt vor der Kirche. »Steig ein«, sagte er, und dann ließen sie die tobenden Journalisten hinter sich. Eine Weile fuhren sie kreuz und quer durch Notting Hill, bis sich die Menge vor der Kirche schließlich auflöste und sie dort halten konnten, wo er den Saab abgestellt hatte.

Er stieg mit Marianne ins Auto, und mit einem Mal waren sie allein; die plötzliche Stille bedrückte sie beide. Sie schalteten das Radio nicht ein, da sie wussten, dass es in den Nachrichten nur um Hass gehen würde. »Wohin sollen wir fahren?«, fragte er, obwohl sie beide die Antwort kannten. Marianne hatte vor kurzem eine kleine Souterrainwohnung in der südwestlichen Ecke des Lonsdale Square in Islington gemietet, nicht weit vom Haus in der St. Peter's Street, angeblich, um sie als Arbeitswohnung zu nutzen, in Wahrheit aber wegen der wachsenden Spannung in ihrer Ehe. Nur wenige Leute wussten von diesem Apartment. Es würde ihnen Raum und Zeit geben, zu sich zu kommen und Entscheidungen zu treffen. Schweigend fuhren sie nach Islington. Es schien nichts weiter zu sagen zu geben.

Marianne war eine ausgezeichnete Schriftstellerin und eine schöne Frau, doch hatte er so manches herausgefunden, was ihm an ihr nicht gefiel.

Als sie zu ihm zog, hinterließ sie auf dem Anrufbeantworter seines Freundes Bill Buford, des Herausgebers der Zeitschrift *Granta*, die Nachricht, dass sich ihre Telefonnummer geändert habe. »Die neue Nummer kennst du bestimmt«, fuhr sie fort, um dann nach einer, wie Bill fand, erschreckenden Pause hinzuzusetzen: »*Ich hab ihn.*« In der aufgewühlten Zeit unmittelbar nach dem Tod seines Vaters im

November 1987 hatte er sie gefragt, ob sie ihn heiraten wolle, doch war es mit ihrer Beziehung nicht lange gutgegangen. Seine engsten Freunde, Bill Buford, Gillon Aitken und dessen amerikanischer Kollege Andrew Wylie, die guyanische Schriftstellerin Pauline Melville und seine Schwester Sameen, die ihm stets näher als irgendjemand sonst gestanden hatte, sie alle eröffneten ihm, dass sie Marianne nicht besonders mochten, was Freunde natürlich tun, wenn eine Ehe zerbricht, weshalb er sich sagte, dass er nicht jedes Wort auf die Goldwaage legen durfte. Allerdings hatte er seine Frau selbst bei einigen Lügen ertappt, und das machte ihn ziemlich betroffen. Was hielt sie nur von ihm? Oft schien sie verärgert zu sein und hatte so eine Art, über seine Schulter hinweg in die Luft zu starren, wenn sie mit ihm redete, beinahe als unterhielte sie sich mit einem Gespenst. Ihren scharfen Verstand, ihren Humor hatte er stets gemocht, und beides gab es noch, auch die körperliche Anziehung war noch da, das wogende, rotbraune Haar, die vollen Lippen, das offene, amerikanische Lächeln. Dennoch war sie ihm ein Rätsel geworden, und manchmal glaubte er, eine Fremde geheiratet zu haben. Eine Frau mit einer Maske.

Es war früh am Nachmittag, und an diesem Tag schienen ihre privaten Zwistigkeiten bedeutungslos. An diesem Tag marschierte eine Menschenmenge durch die Straßen Teherans, in den Händen Poster mit seinem Gesicht, dem die Augen ausgestochen waren, so dass er an eine der Leichen in *Die Vögel* erinnerte mit ihren schwarz angelaufenen, blutigen, leergehackten Augenhöhlen. Das war das Thema des heutigen Tages: seine gar nicht komische Valentinspost von bärtigen Männern, verschleierten Frauen und vom todkranken Alten, der sterbend in seinem Zimmer lag und mit letzter Kraft nach düsterem, mörderischem Ruhm strebte. Sobald der Imam an die Macht gekommen war, hatte er viele von denen umgebracht, die ihm zur Macht verholten hatten, auch alle, die ihm missfielen. Gewerkschafter, Feministen, Sozialisten, Kommunisten, Homosexuelle, Prostituierte, sogar seine ehemaligen Statthalter. In *Die satanischen Verse* gibt es das Porträt eines ihm ähnlichen Imams, der zum Ungeheuer wird, dessen gigantisches Maul die eigene Revolution frisst. Der wahre Imam hatte sein Land in einen sinnlosen Krieg gegen seinen Nachbarn geführt, und eine ganze Generation junger Menschen war gestorben, Hunderttausende Jugendliche, ehe der Alte dem ein Ende setzte. Er sagte, Frie-

den mit dem Irak zu schließen sei, als würde er Gift nehmen, aber er hat es geschluckt. Danach empörten sich die Toten gegen den Imam, und die Revolution wurde unpopulär. Er suchte eine Möglichkeit, die Gläubigen wieder hinter sich zu vereinen, und er fand, dass ihm ein Buch und dessen Autor ebendiese Möglichkeit boten. Das Buch war des Teufels Werk, der Autor war der Teufel, und sie lieferten ihm den Feind, den er brauchte. Dieser Autor, der in einer Souterrainwohnung in Islington zusammen mit seiner Frau kauerte, von der er sich bereits halb getrennt hatte. Das war der Teufel, den der sterbende Imam brauchte.

Die Schule war zu Ende, und er wollte unbedingt Zafar sehen. Er rief Pauline Melville an und bat sie, Marianne Gesellschaft zu leisten, während er sich mit seinem Sohn traf. Anfang der Achtziger war Pauline in Highbury Hill seine Nachbarin gewesen, eine lebhaft gestikulierende, warmherzige Frau mit strahlenden Augen, eine Schauspielerin aus Guyana, voller Geschichten darüber, wie einer ihrer Vorfahren Evelyn Waugh kennengelernt hatte und, so vermutete sie, das Vorbild für Mr Todd wurde, diesen wunderlichen alten Kauz, der Tony Last im Regenwald gefangen nahm und ihn in *Eine Handvoll Staub* zwang, endlos laut Dickens vorzulesen; Geschichten auch darüber, wie sie ihren Mann Angus vor der Fremdenlegion rettete, indem sie sich vor die Tore des Forts stellte und schrie, bis man ihn freiließ; oder darüber, wie es war, Adrian Edmondsons Mum in der erfolgreichen TV-Comedyserie *The Young Ones* zu spielen. Sie trat als Stand-up-Komikerin auf und schuf sich eine männliche Figur, die für sie »so gefährlich und beängstigend wurde, dass ich aufhören musste, ihn zu spielen«. Sie schrieb mehrere ihrer Guyana-Geschichten auf und zeigte sie ihm. Sie waren sehr, sehr gut, und als sie sie in ihrem ersten Buch *Shape-Shifter* veröffentlichte, wurden sie allgemein gelobt. Pauline war stark, gewitzt, loyal, und er vertraute ihr bedingungslos. Sie kam sofort und ohne ein überflüssiges Wort, obwohl sie Geburtstag und manche Vorbehalte gegen Marianne hatte. Er genoss es, Marianne in der Souterrainwohnung am Lonsdale Square zurücklassen und allein zur Burma Road fahren zu können. Der schöne sonnige Tag, dessen erstaunlicher Winterglanz ihm wie ein Vorwurf gegenüber den unschönen Nachrichten vorgekommen war, ging zu Ende. London im Februar, die Schulkinder machten sich im Dunkeln auf den

Heimweg. Als er zum Haus von Clarissa und Zafar kam, war die Polizei bereits dort. »Da sind Sie ja«, sagte ein Beamter. »Wir haben uns schon gefragt, wo Sie abgeblieben sind.«

»Was ist los, Dad?« Sein Sohn hatte einen Blick, wie man ihn bei keinem neunjährigen Jungen sehen möchte. »Ich habe ihm erklärt«, sagte Clarissa fröhlich, »dass man auf dich aufpasst, bis dieser Sturm sich legt, und dass bald alles wieder in Ordnung sein wird.« Dann umarmte sie ihn, wie sie ihn seit fünf Jahren, seit dem Ende ihrer Ehe, nicht mehr umarmt hatte. Sie war die erste Frau, die er je geliebt hatte. Am 26. Dezember 1969, fünf Tage vor dem Ende der Sechziger, lernten sie sich kennen, er war damals zweiundzwanzig, sie einundzwanzig. Clarissa Mary Luard. Sie hatte lange Beine, grüne Augen, trug an jenem Tag einen Hippie-Schaffellmantel, ein Stirnband im dicht gelockten, rotbraunen Haar und strahlte etwas aus, das jedes Herz erhellte. Freunde in der Welt der Popmusik nannten sie *Happily* (doch ebenso *happily* verschwand dieser Name mit dem schrulligen Jahrzehnt, das ihn hervorbrachte). Ihre Mutter trank zu viel, und ihr Vater war völlig verstört aus dem Zweiten Weltkrieg heimgekehrt, in dem er eine Pathfinder geflogen hatte; als sie fünfzehn Jahre alt war, sprang er von einem Hochhaus in den Tod. Ihr gehörte ein Beagle namens Bauble, der in ihr Bett pinkelte.

Es gab so manches, was sie hinter ihrem strahlenden Lächeln verbarg; so mochte sie es nicht, wenn man die Schatten in ihr sah, und sobald die Melancholie sie überkam, ging sie auf ihr Zimmer und verschloss die Tür. Vielleicht spürte sie dann den Gram ihres Vaters und fürchtete, er könnte sie ebenfalls von einem Gebäude springen lassen, weshalb sie sich einkapselte, bis es ihr wieder besser ging. Sie trug den Namen der tragischen Titelheldin eines Romans von Samuel Richardson und war unter anderem in Harlow auf die Technische Hochschule gegangen. Clarissa aus Harlow, ein seltsames Echo der fiktiven Clarissa Harlowe, die noch einen Selbstmord in ihr Umfeld brachte, diesmal allerdings einen, der nur auf dem Papier geschah; ein weiteres, gefürchtetes Echo, das sie mit strahlendem Lächeln auszublenzen suchte. Ihre Mutter, Lavinia Luard, die gleichfalls einen Spitznamen hatte, einen etwas peinlichen, wurde *Lavvy-Loo* genannt, *Lokus-Klo*, doch rührte sie die Familientragödie in ein Glas Gin, um sie darin aufzulösen und die fröhliche Witwe vor Männern spielen zu

können, die dies auszunutzen wussten. Zuerst war da ein verheirateter Ex-Wachoberst namens Ken Sweeting, der von der Isle of Man kam und ihr den Hof machte, seine Frau aber nie verließ und auch nie die Absicht hatte. Als Lavinia später nach Andalusien ins Dorf Mijas zog, folgte eine Reihe kontinentaleuropäischer Tunichtgute, die willens waren, auf ihre Kosten zu leben und ihr Geld mit vollen Händen auszugeben. Lavinia war strikt dagegen, dass ihre Tochter mit ihm zusammenlebte und sich dann auch noch entschied, diesen seltsamen, langhaarigen indischen Schriftsteller zu heiraten, über dessen familiären Hintergrund sie nichts Genaues wusste und der nicht besonders viel Geld zu haben schien. Sie war mit der Familie Leworthy aus Westerham in Kent befreundet und plante, ihre schöne Tochter mit dem Sohn der Leworthys zu verhehelichen, mit Richard, einem blassgesichtigen, hageren Buchhalter mit warholeskem weißblondem Haar. Ihre Tochter und Richard gingen miteinander aus, doch traf sich Clarissa insgeheim auch mit dem langhaarigen indischen Autor, und sie brauchte zwei Jahre, um sich zwischen den beiden Männern zu entscheiden, doch eines Abends im Januar 1972, als er eine Einweihungsparty in seiner frisch gemieteten Wohnung in Cambridge Gardens in Ladbroke Grove gab, kam sie und hatte ihren Entschluss gefällt; danach waren sie beide unzertrennlich. Es sind stets die Frauen, die sich entscheiden; den Männern bleibt nur, dankbar zu sein, wenn sie die Glücklichen sind, für die sie sich entschieden haben.

All die Jahre des Begehrens, der Liebe, der Ehe, Elternschaft, Untreue (meist seinerseits), Scheidung und Freundschaft schwangen an diesem Abend in ihrer Umarmung mit. Die Ereignisse des Tages hatten den Schmerz fortgespült, und darunter kam etwas Altes, Tieferes zum Vorschein, das nicht zerstört worden war. Außerdem waren sie natürlich die Eltern dieses prächtigen Jungen, und als Eltern waren sie stets vereint und einer Meinung. Zafar wurde im Juni 1979 geboren, als die Arbeit an *Mitternachtskinder* dem Ende zuing. »Kneif die Beine zusammen«, hatte er gesagt, »ich schreibe, so schnell ich kann.« Eines Nachmittags gab es falschen Alarm, und er hatte gedacht: *Das Kind wird um Mitternacht geboren*, aber es sollte dann doch anders kommen, die Geburt war am 17. Juni, nachmittags um Viertel nach zwei. Er schrieb dies als Widmung ins Buch: *Für Zafar Rushdie, der, entgegen aller Erwartung, an einem Nachmittag geboren wurde.* Und

der nun neuneinhalb Jahre alt war und besorgt fragte: *Was ist denn los?*

»Wir müssen wissen«, sagte der Polizeibeamte, »was Sie nun vorhaben.« Er überlegte, ehe er schließlich antwortete: »Wahrscheinlich fahre ich gleich nach Hause« – und die erstarrten Mienen der Männer in Uniform bestätigten seinen Verdacht. »Nein, Sir, davon raten wir Ihnen dringend ab.« Daraufhin erzählte er, was er von Anfang an erzählen wollte, dass nämlich Marianne in einer Souterrainwohnung am Lonsdale Square auf ihn wartete. »Die Wohnung ist nicht als Ort bekannt, an dem Sie sich regelmäßig aufhalten, Sir?« Nein, Officer, ist sie nicht. »Das ist gut. Wenn Sie hinfahren, Sir, gehen Sie heute Abend bitte nicht mehr aus, falls das für Sie in Ordnung ist. Zurzeit finden Beratungen statt, und man wird Sie morgen so früh wie möglich wissen lassen, was dabei herausgekommen ist. Bis dahin sollten Sie in der Wohnung bleiben.«

Er redete mit seinem Sohn, drückte ihn fest an sich und beschloss in diesem Moment, ihm so viel wie möglich zu erzählen, dabei aber das, was geschah, ins bestmögliche Licht zu rücken. Am ehesten konnte er Zafar helfen, mit den Geschehnissen fertig zu werden, wenn er ihm das Gefühl gab, unmittelbar daran beteiligt zu sein, wenn er ihm seine väterliche Version gab, der er glauben und an die er sich halten konnte, falls man ihn mit anderen Versionen bombardierte, etwa über das Fernsehen oder auf dem Schulhof. Die Schule verhalte sich hervorragend, sagte Clarissa, sie hatte Fotografen und einem TV-Team den Zugang verweigert, die den Sohn des bedrohten Mannes filmen wollten, und die Mitschüler seien ebenfalls ganz fantastisch. Ohne jede Diskussion hatten sie sich vor Zafar gestellt und ihm so einen normalen oder doch fast normalen Schultag ermöglicht. Auch die Eltern seien nahezu ausnahmslos hilfsbereit gewesen, und die ein oder zwei, die verlangt hatten, dass man Zafar von der Schule nehme, da seine Anwesenheit eine Gefahr für ihre Kinder bedeuten könnte, waren vom Direktor gerügt worden und hatten beschämt den Rückzug angetreten. Es tat gut, an diesem Tag Mut, Solidarität und Prinzipientreue zu erleben, die besten aller menschlichen Werte, die sich in ebenjener Stunde, in der es fast unmöglich schien, der wachsenden Flut der Dunkelheit zu widerstehen, gegen Gewalt und Bigotterie wandten, gegen die düsteren Seiten der menschlichen Rasse. Was bis zu diesem

Tag unvorstellbar gewesen war, war vorstellbar geworden, in der Hall School in Hampstead aber hatte der Widerstand bereits begonnen.

»Sehe ich dich morgen, Dad?« Er schüttelte den Kopf. »Aber ich rufe dich an«, sagte er. »Ich rufe dich jeden Abend um sieben Uhr an. Und wenn du nicht da sein solltest«, fuhr er an Clarissa gewandt fort, »hinterlass bitte eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter, wann ich stattdessen anrufen soll.« Das war Anfang 1989. So etwas wie *PC, Laptop, Handy, Mobiltelefon, Internet, Wi-Fi, SMS* und *E-Mail* war entweder noch unbekannt oder ziemlich neu, jedenfalls besaß er keinen Computer und kein Handy. Allerdings gehörte ihm ein Haus, auch wenn er die Nacht dort nicht verbrachte, und in diesem Haus gab es einen Anrufbeantworter, und er konnte anrufen und sich das Band vorspielen lassen, konnte die Nachricht hören, nein, sie *abrufen*, wie man jetzt sagte. »Sieben Uhr«, wiederholte er. »Jeden Abend, okay?« Zafar nickte mit ernster Miene. »Okay, Dad.«

Er fuhr allein nach Hause, und das Radio brachte keine guten Nachrichten. Zwei Tage zuvor hatte am US-amerikanischen Kulturzentrum im pakistanischen Islamabad eine ›Rushdie-Demo‹ stattgefunden. (Es blieb unklar, warum man die Vereinigten Staaten für *Die satanischen Verse* verantwortlich machte.) Die Polizei feuerte in die Menge, und es gab fünf Tote und sechzig Verletzte. Die Demonstranten trugen Plakate, auf denen stand: RUSHDIE DU BIST TOT. Durch das Edikt aus dem Iran war die Gefahr nun vervielfacht. Denn bei Ayatollah Khomeini handelte es sich nicht bloß um einen mächtigen Geistlichen; er war das Oberhaupt eines Staates, das die Ermordung des Bürgers eines anderen Staates befahl, eines Mannes, der nicht unter seine Gerichtsbarkeit fiel; und diesem Oberhaupt waren Attentäter unterstellt, die schon öfter zum Einsatz gegen ›Feinde‹ der iranischen Revolution gekommen waren, auch gegen Feinde, die außerhalb des Iran gelebt hatten. Im Radio fiel ein weiteres neues Wort, das er lernen musste: *Extraterritorialität*, auch bekannt als staatlich geförderter Terrorismus. Voltaire hatte einmal gesagt, dass es für einen Schriftsteller günstig sei, in der Nähe einer Landesgrenze zu wohnen, könne er dann doch, sollte er einmal mächtige Menschen verärgern, rasch über die Grenze in Sicherheit fliehen. Voltaire selbst verließ Frankreich in Richtung England, nachdem er den Chevalier de Rohan, einen Aristokraten, beleidigt hatte; er blieb sieben Jahre im Exil. Heut-

zutage aber bedeutete es keine Sicherheit mehr, nicht im Land seiner Verfolger zu leben. Schließlich gab es die *extraterritoriale Aktion*. Mit anderen Worten: Sie jagen dich und spüren dich auf.

Die Nacht am Lonsdale Square war kalt, dunkel und klar. Zwei Polizisten standen auf dem Platz, doch als er den Wagen verließ, taten sie, als würden sie ihn nicht beachten. Sie machten kurze Kontrollgänge und patrouillierten die Straße vor der Wohnung hundert Meter weit in jede Richtung; noch im Haus konnte er ihre Schritte hören. Er begriff in dieser von Schritten heimgesuchten Stille, dass er sein Leben nicht mehr verstand, dass er nicht mehr wusste, was werden würde, und zum zweiten Mal an diesem Tag dachte er daran, dass ihm vielleicht nicht mehr viel Leben blieb, das er verstehen müsse. Pauline fuhr nach Hause, und Marianne ging früh zu Bett. Es war ein Tag zum Vergessen. Es war ein Tag zum Erinnern. Er legte sich neben seine Frau ins Bett; sie drehte sich zu ihm um, und sie umarmten sich ungelenk wie das unglücklich verheiratete Paar, das sie nun einmal waren. Dann lagen sie getrennt da, hingen ihren je eigenen Gedanken nach und fanden keinen Schlaf.

Schritte. Winter. Eine Krähe flattert auf ein Klettergerüst. *Ich informiere das stolze muslimische Volk der Welt ristle-te, rostle-te, mo, mo, mo, die Betroffenen hinzurichten, wo immer sie sein mögen. Ristle-te, rostle-te, hey bombosity, knickety-knackety, retro-quo-quality, willoby-wallaby, mo, mo, mo.*

I

Ein umgekehrter
faustischer Pakt

ALS ER EIN KLEINER JUNGE WAR, hatte sein Vater ihm zur guten Nacht die wundersamen Geschichten des Ostens erzählt, sie erzählt und ausgeschmückt und auf seine Weise umerzählt, neu erzählt – die Geschichten von Scheherazade aus *Tausendundeine Nacht*, gegen den Tod erzählte Geschichten, die bewiesen, dass Geschichten zivilisieren und selbst mörderische Tyrannen zu überwinden vermögen. Er hatte ihm die Tierfabeln aus dem *Panchatantra* und all das Wundersame erzählt, das sich wie ein Wasserfall aus dem *Kathasaritsagara* ergoss, dem ›Meer der Erzählströme‹, diesem gewaltigen See der Geschichten in Kaschmir, dort, wo seine Vorfahren geboren worden waren, aber auch die Sagen von mächtigen Helden, gesammelt im *Hamzanama* und den *Abenteuern des Hatim Tai* (Letztere wurden auch verfilmt, und die dafür vorgenommenen zahlreichen Veränderungen der ursprünglichen Erzählungen fügte sein Vater ebenfalls den Gutenachtgeschichten zu). Mit diesen Geschichten aufzuwachsen bedeutete, zwei unvergessliche Lektionen zu lernen: Zum einen die, dass Geschichten nicht wahr waren (es gab keine ›echten‹ Dschinns in Flaschen, keine fliegenden Teppiche, keine Wunderlampen), nur konnte ihre Unwahrheit ihn Wahrheiten fühlen und wissen lassen, die ihm die Wahrheit selbst nicht zu vermitteln vermochte; und zum Zweiten lernte er, dass ihm alle Geschichten gehörten, so wie sie auch seinem Vater Anis und allen übrigen Menschen gehörten, sie waren so sehr seine wie die seines Vaters, fröhliche Geschichten, düstere Geschichten, heilige und weltliche Geschichten, die er nach Gefallen ändern, erneuern, beiseitelegen und erneut aufgreifen durfte, um darüber zu lachen, sich an ihnen zu erfreuen und in ihnen zu leben, mit ihnen und durch sie, um die Geschichten mittels seiner Liebe lebendig werden und sich durch sie im Gegenzug das eigene Leben bereichern zu lassen. Der Mensch ist das Geschichten erzählende Wesen, die einzige Kreatur auf Erden,

die sich Geschichten erzählt, um zu begreifen, was für ein Geschöpf sie ist. Die Geschichte war sein Geburtsrecht, und niemand konnte ihm das nehmen.

Negin, seine Mutter, kannte ebenfalls Geschichten. Negin Rushdie wurde als Zohra Butt geboren. Für ihre Heirat mit Anis änderte sie nicht nur den Nachnamen, sondern auch den Vornamen, erfand sich für ihn neu, ließ die Zohra hinter sich, an die er sich nur ungerne erinnerte, hatte sie doch einmal einen anderen Mann von Herzen geliebt. Ob sie in ihrem Innersten Zohra oder Negin war, sollte der Sohn nicht herausfinden, da sie niemals über den Mann sprach, den sie verlassen hatte; lieber als ihre eigenen verriet sie anderer Leute Geheimnisse. Sie war ein Plappermaul der Spitzenklasse, und wenn er, ältestes Kind und einziger Sohn, auf ihrem Bett saß und ihre Füße massierte, wie sie es gern hatte, nahm er die köstlichen, oft auch zotigen Klatschgeschichten in sich auf, die sie in ihrem Kopf herumtrug, diesen gigantischen, sich verzweigenden und verästelnden Wald miteinander flüsternder Familienstammbäume, der in ihr wuchs, behangen mit den saftigen, verbotenen Früchten des Skandals. Und auch diese Geheimnisse, das lernte er, gehörten ihm, denn einmal erzählte Geheimnisse gehören nicht mehr dem, der sie erzählt, sondern dem, der sie hört. Will man nicht, dass ein Geheimnis verraten wird, gibt es nur eins: *Erzähl es keiner Menschenseele*. Auch diese Lehre sollte ihm im späteren Leben nützlich sein. Und in diesem späteren Leben, als er bereits Schriftsteller geworden war, sagte ihm seine Mutter: »Ich höre auf, dir solche Geschichten zu erzählen, weil du sie in deine Bücher packst und mich damit in Schwierigkeiten bringst.« Womit sie recht hatte, und vielleicht wäre sie gut beraten gewesen, wirklich damit aufzuhören, nur war der Tratsch ihre Droge und sie kam davon nicht los, noch weniger, als ihr Mann die Finger vom Alkohol lassen konnte.

Windsor Villa, Warden Road, Bombay 26. Ein Haus auf einem Hügel mit Blick aufs Meer und auf die Stadt, die sich zwischen Hügel und Meer ausbreitet, und ja, sein Vater war reich, doch brachte er sein Leben damit zu, all das Geld auszugeben, und er starb verarmt, blieb seine Schulden schuldig und hatte ein Bündel Rupienscheine in der oberen linken Schublade seines Schreibtisches, mehr an Bargeld war ihm nicht geblieben. Anis Ahmed Rushdie (†B.A. Cambridge, Barrister) stand stolz auf der an die Wand neben der Eingangstür fest-

geschraubten Messingplatte) erbte ein Vermögen von seinem Vater, einem Textilmagnaten, dessen einziger Sohn er war, verprasste es, verlor es und starb, was die Geschichte eines glücklichen Lebens hätte sein können, es aber nicht war. Seine Kinder wussten so manches über ihn: dass er morgens fröhlich war, bis er sich rasierte, aber dann, nachdem der Philishave sein Werk getan hatte, wurde er reizbar, und sie achteten darauf, ihm aus dem Weg zu gehen; dass er, wenn er am Wochenende mit ihnen zum Strand ging, auf dem Hinweg aufgedreht und lustig sein konnte, aber griesgrämig auf dem Rückweg war; dass ihre Mutter, wenn sie im Willingdon Club mit ihm Golf spielte, verlieren musste, obwohl sie die bessere Spielerin war, da das Gewinnen ihr nichts brachte; und dass er, wenn er betrunken war, grässliche Fratzen ziehen und sein Gesicht auf bizarre, grausige Weise verziehen konnte, womit er ihnen schreckliche Angst einjagte, Grimassen, die kein Außenstehender je sah, weshalb niemand verstand, was sie damit meinten, wenn sie sagten, ihr Vater ›mache Gesichter‹. Doch als sie noch klein waren, waren da die Geschichten und dann der Schlaf, und wenn sie laute Stimmen im Nebenzimmer, wenn sie ihre Mutter weinen hörten, gab es nichts, was sie dagegen tun konnten. Sie zogen die Bettdecke über ihre Köpfe und träumten.

Im Januar 1961 nahm Anis seinen dreizehnjährigen Sohn mit nach England, und ehe seine Schulzeit an der Rugby School begann, teilten sie sich etwa eine Woche lang ein Zimmer im Londoner Cumberland Hotel unweit von Marble Arch. Tagsüber gingen sie shoppen und kauften die von der Schule verlangten Kleider; Tweedjacken, graue Flanellhosen, Van-Heusen-Hemden mit abnehmbaren, halbsteifen Kragen, weshalb Kragenknöpfe unumgänglich waren, die im Nacken drückten und das Atmen erschwerten. Sie tranken Schokoladenshakes im Lyons Corner House in der Coventry Street und gingen ins Odeon Marble Arch, um sich den Film *The Pure Hell of St. Trinian's* anzusehen, und er wünschte sich, es gäbe Mädchen im Internat. Abends kaufte sein Vater Brathähnchen vom Kardomah Take-away in der Edgware Road, und der Junge musste das Essen unter seinem neuen doppelreihigen Mackintosh aus blauem Serge aufs Hotelzimmer schmuggeln. Abends betrank sich Anis, und in den frühen Morgenstunden schüttelte er seinen verängstigten Sohn wach, um ihn mit derart derben Flüchen zu beschimpfen, dass der Junge gar

nicht glauben konnte, sein Vater kenne solche Ausdrücke. Dann fuhren sie nach Rugby, kauften einen roten Sessel und sagten einander Lebewohl. Anis machte vor dem Internat ein Foto von seinem Sohn, der die blauweiß gestreifte Hauskappe trug und den nach Hähnchen stinkenden Mackintosh, und wenn man den Kummer in den Augen des Jungen sah, konnte man glauben, dass er traurig war, so weit fort von daheim zur Schule gehen zu müssen. Dabei konnte er es gar nicht erwarten, dass sein Vater ging, damit er endlich versuchen konnte, die Nächte voller Flüche und unvermittelter, rotäugiger Wut zu vergessen. Er wollte den Kummer in der Vergangenheit zurücklassen und seine Zukunft beginnen, weshalb er sein Leben wohl zwangsläufig so weit fort wie nur möglich von seinem Vater lebte und Ozeane zwischen ihnen beließ. Als er den Abschluss an der Universität Cambridge machte und seinem Vater sagte, er wolle Schriftsteller werden, entfuhr Anis ein unbeherrschter, schmerzlicher Aufschrei: »Und was soll ich jetzt meinen Freunden sagen?«

Neunzehn Jahre später schickte Anis Rushdie seinem Sohn zum vierzigsten Geburtstag einen handgeschriebenen Brief, der für den Schriftsteller zum kostbarsten Dokument wurde, das er je erhalten hatte und je erhalten sollte. Der Brief kam, fünf Monate ehe Anis mit siebenundsiebzig Jahren an einem sich rasch ausbreitenden multiplen Myelom starb – an Knochenmarkkrebs. Aus dem Brief wurde deutlich, wie aufmerksam und mit welcher profunder Einsicht er die Bücher seines Sohnes gelesen und verstanden hatte, wie begierig er darauf wartete, weitere Werke von ihm zu lesen, und wie tief die väterliche Liebe reichte, die er sein Leben lang nicht auszudrücken vermochte. Er lebte noch lang genug, um sich über den Erfolg von *Mitternachtskinder* und *Scham und Schande* freuen zu können, doch als das Buch erschien, dessen Entstehen ihm am meisten verdankte, gab es ihn nicht mehr. Vielleicht war das gut so, schließlich blieb ihm der nachfolgende Skandal erspart, auch wenn zu dem wenigen, dessen sich sein Sohn vollkommen sicher war, die Überzeugung gehörte, dass sein Vater ihn im Kampf um *Die satanischen Verse* rückhaltlos und unnachgiebig unterstützt hätte. Ohne die Ideen seines Vaters, ohne sein ermutigendes Beispiel wäre dieser Roman nie geschrieben worden. *They fuck you up, your mum and dad*, heißt es in einem Gedicht von Philip Larkin, aber darum ging es gar nicht. Sicher, das hatten sie auch getan,

vielleicht, vor allem aber hatten sie ihn jenen Mensch und Schriftsteller werden lassen, zu dem er das Zeug in sich trug.

Das erste Geschenk, das er von seinem Vater erhielt, ein Geschenk gleich einer Botschaft in einer Zeitkapsel, einer Botschaft, die er erst verstand, als er erwachsen wurde, war sein Nachname. »Rushdie« hatte Anis sich ausgedacht; der Name *seines* Vaters war ein ziemlicher Zungenbrecher gewesen: Khwaja Muhammad Din Khaliqi Dehlavi, ein prächtiger Name gewiss, typisch für ein lang vergangenes Delhi, ein Name, der hervorragend zu jenem Gentleman alter Schule passte, der auf dem einzig verbliebenen Foto mit wildem Blick den Betrachter anstierte, ein erfolgreicher Industrieller und Hobbyessayist, der in einem baufälligen *haveli* in der berühmten alten *muhalla* wohnte, dem Stadtteil Ballimaran, einem Labyrinth kleiner, gewundener Gassen am Chandni Chowk und Heimstatt des großen Farsi- und Urdu-Dichters Ghalib. Muhammad Din Khaliqi starb jung und hinterließ seinem Sohn ein Vermögen, das bald durchgebracht war, aber auch einen Namen, der für die moderne Welt eine zu schwere Bürde bedeutete. Anis nannte sich in »Rushdie« um aus Bewunderung für Ibn Ruschd, Averroës für den Westen, jenen spanisch-arabischen Philosophen des zwölften Jahrhunderts aus Córdoba, der zum *qadi*, Richter, von Sevilla aufstieg, den Übersetzer und renommierten Kommentator der Werke von Aristoteles. Sein Sohn trug den Nachnamen zwei Jahrzehnte, ehe ihm aufging, dass sein Vater, ein wahrer Gelehrter des Islam, dem jeder religiöse Glaube abging, sich für diesen Namen entschied, weil er an Ibn Ruschd schätzte, dass er zu seiner Zeit an vorderster Front den rationalen Diskurs gegen eine allzu buchstabengetreue Koranauslegung geführt hatte, und weitere zwanzig Jahren sollten vergehen, ehe die Auseinandersetzung um *Die satanischen Verse* im zwanzigsten Jahrhundert ein Echo dieses achthundert Jahre alten Streites aufkommen ließ.

»Wenigstens«, sagte er sich, als der Sturm über ihn hereinbrach, »ziehe ich mit dem passenden Namen in diese Schlacht.« Von jenseits des Grabes hatte sein Vater ihm die Flagge gereicht, unter der er zum Kampf bereit war, die Flagge des Ibn Ruschd, die für Intellekt stand, für Argumente, Analyse, Fortschritt, für die Befreiung der Philosophie und der Bildung von den Fesseln der Theologie, für Verstand und gegen blinden Glauben, Unterwerfung, Duldsamkeit und Stagnation.

Niemand will in den Krieg ziehen, doch wenn ein Krieg des Weges kommt, dann möge es der rechte Krieg sein, in dem es um das Wichtigste auf der Welt geht, damit man, wenn man denn schon kämpfen muss, ebenso gut auch ›Rushdie‹ heißen und dort sein könne, wohin einen der Vater stellte, nämlich in die Tradition des großen Aristotelikers Averroës, Abu I-Walid Muhammad ibn Ahmad ibn Ruschd.

Sie hatten ähnliche Stimmen, sein Vater und er. Ging er daheim ans Telefon, begannen Anis' Freunde mit ihm zu reden, als wäre er sein Vater, und er musste sie unterbrechen, ehe sie etwas sagten, was ihnen unter Umständen peinlich war. Sie sahen sich auch ähnlich, und wenn sie während der ruhigeren Abschnitte ihrer holprigen Reise als Vater und Sohn einmal an einem warmen Abend gemeinsam auf der Veranda saßen, den Duft der Bougainvillea in der Nase, und angeregt über die Welt diskutierten, wussten sie beide, dass sie in vielerlei Hinsicht unterschiedlicher Meinung waren, letztlich aber dieselbe Gesinnung hatten. Und der Unglaube war, was sie am stärksten verband.

Anis war ein gottloser Mensch – in den Vereinigten Staaten noch heute eine schockierende Aussage, in Europa nichts Besonderes, und in einem Großteil der übrigen Welt ein fast unverständlicher Gedanke, ist dort die Vorstellung, *nicht zu glauben*, doch kaum in Worte zu fassen. Aber das war er nun einmal, ein gottloser Mensch, der viel über Gott wusste und viel über ihn nachgedacht hatte. Die Geburt des Islam faszinierte ihn, da der Islam die einzige der großen Weltreligionen war, die entstand, als es bereits Geschichtsschreibung gab, weshalb deren Prophet keine Legende war, über den ›Evangelisten‹ Hunderte von Jahren nach Leben und Tod des realen Menschen geschrieben hatten, ein Brei, vom heiligen Paulus, diesem genialen Bekehrer, zum problemlosen globalen Verzehr wieder aufgewärmt, sondern ein Mensch, über dessen Leben Zeugnisse existierten, dessen soziale wie ökonomische Verhältnisse genau bekannt waren; ein Mensch, der einen grundlegenden gesellschaftlichen Wandel durchlebte, vom Waisenkind zu einem erfolgreichen Kaufmann mit mystischen Neigungen heranwuchs und der eines Tages auf dem Berg Hira nahe Mekka den Erzengel Gabriel am Horizont sah, wie er den Himmel verdunkelte und ihn anwies, seine Worte ›zu rezitieren‹, um so, nach und nach, jenes Buch zu schreiben, das als ›Rezitierung‹, als *al-Qur'an*, Koran, bekannt werden sollte.

Dies wurde vom Vater an den Sohn weitergegeben: die Auffassung, dass die Geschichte vom Beginn des Islam faszinierend sei, weil es sich um ein Ereignis *innerhalb der Geschichte* handelte, weshalb es als solches offenkundig von den Geschehnissen, den Problemen und Ideen der Zeit seiner Entstehung beeinflusst worden war, dass darüber hinaus die Historisierung der Geschichte, der Versuch, zu verstehen, wie eine große Idee von diesen Kräften geformt wurde, die einzig sinnvolle Herangehensweise war und dass man Mohammed als einen genuine Mystiker akzeptieren kann – so wie man akzeptieren kann, dass Johanna von Orléans tatsächlich Stimmen gehört hat oder dass die Offenbarungen des heiligen Johannes die ›realen‹ Erfahrungen einer gequälten Seele sind – ohne akzeptieren zu müssen, dass man, hätte man an jenem Tag neben dem Propheten des Islam auf dem Berg Hira gestanden, gleichfalls den Erzengel gesehen hätte. Offenbarung sollte als ein inneres, subjektives Erlebnis verstanden werden, nicht als objektive Realität, und ein offenbarer Text sollte wie jeder andere Text mit all den literarischen, historischen, psychologischen, linguistischen und soziologischen Instrumenten eines Kritikers untersucht werden. Kurzum, man sollte diesen Text als menschliches Artefakt behandeln, das, wie alle derartigen Artefakte, menschlicher Fehlbarkeit und Unvollkommenheit ausgesetzt war. Der amerikanische Kritiker Randall Jarrell nennt den Roman in seiner berühmten Definition ›ein langes Stück Text, mit dem irgendwas nicht stimmt‹, Anis Rushdie meinte zu wissen, was mit dem Koran nicht stimmt; der Text war an einigen Stellen durcheinandergeraten.

Laut Überlieferung begann Mohammed, kaum vom Berg herabgestiegen, das Offenbarte zu rezitieren und – er selbst war vermutlich Analphabet – wer immer von seinen Vertrauten gerade in der Nähe war, schrieb seine Worte auf dem Material nieder, das er gerade zur Hand hatte (Pergament, Stein, Leder, Blätter und manchmal, heißt es, sogar auf Knochen). Diese Niederschriften wurden bis nach Mohammeds Tod in seinem Haus in einer Truhe aufbewahrt; dann kamen die Gefährten zusammen, um die korrekte Abfolge der Offenbarungen festzulegen; und diese Festlegung ergab den heutigen kanonischen Text des Koran. Damit dieser Text ›vollkommen‹ sei, musste der Leser annehmen, dass a) der Erzengel die Worte Gottes ohne irgendeinen Lapsus übermittelt hat – was eine akzeptable An-

nahme sein dürfte, da Erzengel angeblich gegen Errata immun sind, dass b) der Prophet oder, wie er sich selbst nannte, der ›Gesandte‹ jedes Wort fehlerlos erinnerte, dass c) die hastige Niederschrift seiner Gefährten dieser über dreiundzwanzig Jahre währenden Offenbarungen ebenso fehlerfrei war und dass schließlich d) ihr kollektives Gedächtnis, als sie den Text in seine endgültige Form brachten, gleichfalls perfekt und fehlerlos funktionierte.

Anis Rushdie neigte nun keineswegs dazu, die Annahmen a), b) und c) in Frage zu stellen, allerdings fiel es ihm deutlich schwerer, sich mit Annahme d) abzufinden, denn wie ein jeder, der den Koran liest, ohne Weiteres feststellen kann, enthalten mehrere *Suren* oder Kapitel extreme Brüche, wechseln sie doch abrupt das Thema, das dann manches Mal ohne jede Vorankündigung in einer späteren Sure wieder auftaucht, die bis dahin von etwas völlig anderem gehandelt hat. Es war nun Anis' lang gehegter Wunsch, diese Brüche zu glätten und so einen klareren und einfacher zu lesenden Text zu schaffen. Übrigens war dies kein geheimer, verschwiegener Plan; sein Vater redete offen mit Freunden beim Essen darüber. Der Gedanke, dieses Unterfangen könne ein Risiko für den revisionistischen Gelehrten bedeuten, kam gar nicht erst auf; es fehlte jede Andeutung von Gefahr. Vielleicht waren es schlicht andere Zeiten, und solche Ideen konnten erwogen werden, ohne dass man Angst vor irgendwelchen Repressalien haben musste, vielleicht war sein Freundeskreis auch besonders vertrauenswürdig, oder aber Anis war ein naiver Narr. Jedenfalls erzog er seine Kinder in einer solchen Atmosphäre offener Neugierde und Wissbegier. Nichts war unantastbar; es gab keine Tabus. Alles, auch die Heilige Schrift, konnte untersucht und vielleicht sogar verbessert werden.

Er hat es nie getan. Als er starb, wurde unter seinen Papieren kein entsprechender Text gefunden. Alkohol und schlecht gehende Geschäfte hatten seine letzten Jahre überschattet, weshalb er nur wenig Zeit oder Muße für die mühselige Kleinarbeit gewissenhafter Koranforschung fand. Doch selbst wenn seine Idee stets nur ein haltloser Traum oder leere, vom Whiskey beseelte Großsprecherei gewesen war, hinterließ sie beim Sohn ihre Spuren. Dies nämlich war das zweite große Geschenk von Anis an seine Kinder: ein anscheinend furchtloser Skeptizismus, gepaart mit einer fast völligen Freiheit von jegli-

cher Religion. Allerdings wurde ein gewisser Anschein gewahrt. Das ›Fleisch vom Schwein‹ kam im Hause Rushdie nicht auf den Tisch, auch keine ›Aasfresser der Erden und der See‹, für sie gab es kein Krabbencurry aus Goa. Und nur selten ging man fürs rituelle Auf und Nieder der Gebete zum Gebetsplatz der Moschee. Ein- oder zweimal im Jahr wurde in jener Zeit gefastet, die von den eher Urdu als Arabisch sprechenden Muslimen Indiens Ramzán, nicht Ramadan, genannt wurde. Und einmal, wenn auch nur für kurze Zeit, stellte Negin einen *maulvi* an, einen Religionsgelehrten, der ihren heidnischen Kindern die Grundlagen des Glaubens beibringen sollte. Doch die Heidenkinder rebellierten gegen den *maulvi*, gegen dieses wie Ho Chi Minh aussehende Wichtelmännchen, und trieben so gnadenlos ihren Spott mit ihm, dass er sich bei den Eltern bitterlich über ihren mangelnden Respekt für alles Heilige beklagte; doch Anis und Negin lachten nur und hielten zu ihren Kindern. Verwünschungen gegen die Ungläubigen murmelnd, verschwand der *maulvi*, um niemals wiederzukehren, und der Religionsunterricht wurde nicht wieder aufgenommen. Die Heidenkinder wuchsen heidnisch auf, und zumindest in der Windsor Villa fand man das so ganz in Ordnung.

*

Als er sich mit der blauweiß gestreiften Kappe von Bradley House und dem Mackintosh aus Serge von seinem Vater abwandte, um sich ins englische Leben zu stürzen, wurden ihm als Erstes die Sünden der Fremdheit aufgezeigt. Bis zu diesem Augenblick hatte er sich nie für irgendwie fremdartig gehalten. Nach Rugby aber sollte er die dort gelernte Lektion nicht mehr vergessen: dass es immer Menschen geben würde, die ihn nicht mochten, für die er so fremd wie ein grünes Männchen vom Mars oder Glibber aus dem Weltall blieb; und es war witzlos, ihre Ansichten ändern zu wollen. Entfremdung, eine Lektion, die er später unter dramatischeren Umständen aufs Neue zu lernen hatte.

Schnell fand er heraus, dass man in einem englischen Internat Anfang der sechziger Jahre drei Fehler machen konnte; beging man allerdings nur zwei der drei, mochte einem noch verziehen werden. Man durfte kein Ausländer, nicht klug und nicht schlecht in Sport sein. Kluge Ausländer, die in Rugby dennoch eine gute Zeit verlebten,

waren meist elegante Kricketspieler; oder man war, wie im Fall eines seiner Mitschüler, des Pakistani Zia Mahmood, im Kartenspiel so gut, dass man einmal zu einem der weltbesten Bridgespieler werden sollte. Wer in Sport nicht gut war, musste darauf achten, nicht allzu klug zu sein und, wenn möglich, nicht allzu ausländisch, was der schlimmste aller Fehler war.

Er machte sich aller drei Fehler schuldig. Er war Ausländer, klug und unsportlich, weshalb er eine überwiegend unglückliche Schulzeit verbrachte, obwohl er gute Noten bekam und Rugby mit der Gewissheit verließ, ausgezeichneten Unterricht genossen zu haben – außerdem mit der erhebenden Erinnerung an großartige Lehrer, die einem, hat man Glück, für den Rest des Lebens bleibt. Da war P.G. Lewis, natürlich nur ›Pig‹ genannt, der in ihm die Liebe zur französischen Sprache weckte, so dass er von einem der Klassenletzten zu einem der Klassenbesten aufstieg, und dann waren da seine Geschichtslehrer, J.B. Hope-Simpson, alias ›Hope Stimulus‹, und J.W. ›Gut‹ Hele, dank deren sachkundigem Unterricht er ein kleines Stipendium für Geschichte an der alten Alma Mater seines Vaters gewann, für das King's College in Cambridge, wo er E.M. Forster kennenlernen und ersten Sex erleben sollte, wenn auch nicht zur selben Zeit. (Weniger schätzte er, dass ›Hope Stimulus‹ ihn auch mit Tolkiens *Herrn der Ringe* bekannt machte, einem Werk, das sich in seinem Verstand wie eine Krankheit ausbreitete, eine Infektion, von der er nie wieder vollständig genas.) Sein alter Englischlehrer Geoffrey Helliwell trat am Tag nach der Verkündigung der Fatwa im britischen Fernsehen auf, und man konnte ihn sehen, wie er bekümmert das Haupt schüttelte und im liebenswerten, unbestimmten, leicht verblödeten Ton fragte: »Wer hätte gedacht, dass so ein netter, stiller Junge mal solchen Ärger macht?«

Niemand hatte ihn gezwungen, auf ein englisches Internat zu gehen. Negin war dagegen gewesen, ihren einzigen Jungen über Meere und Kontinente zu schicken. Anis hatte ihm die Gelegenheit geboten und ihn ermuntert, die Aufnahmeprüfung abzulegen, doch selbst nachdem er sie mit Auszeichnung bestanden und einen Platz in Rugby zugesprochen bekommen hatte, blieb es allein seine Entscheidung, ob er ging oder blieb. Später sollte es ihn wundern, welche Wahl der dreizehnjährige Junge traf, ein Junge, der Liebling seiner Eltern, der in

seiner Stadt verwurzelt war, gute Freunde hatte und gern zur Schule ging (an der es für ihn nur ein einziges kleines Problem gab, das mit der Sprache Marathi zusammenhing). Warum beschloss der Junge, dies hinter sich zu lassen und um die halbe Welt ins Unbekannte zu reisen, weit fort von allen, die ihn liebten, von allem, was er kannte? War womöglich die Literatur schuld (schließlich war er zweifelsohne ein ziemlicher Bücherwurm)? In diesem Falle gehörten zu den Schuldigen gewiss die geliebten Jeeves und Bertie aus den Geschichten von P.G. Wodehouse, womöglich auch dessen Earl of Emsworth mit seiner prächtigen Zuchtsau, der ›Kaiserin von Blandings‹. Vielleicht hatte ihn zu diesem Schritt auch die zweifelhafte Faszination für die Welt der Agatha Christie bewegt, obwohl Christies Miss Marple gewiss im mörderischsten Dorf Englands lebte, im tödlichen St. Mary Mead? Dann war da noch Arthur Ransomes Buchreihe, die mit *Der Kampf um die Insel* begann und von Kindern erzählte, die sich auf Booten im Lake District herumtrieben, und viel, viel schlimmer noch, die grässlichen Eskapaden von Billy Bunter, der »Eule der Untersekunda«, diesem dicken Jungen in Frank Richards' Grayfriars School, in dessen Klasse es mindestens einen Inder gab, Hurree Jamset Ram Singh, jenen »dunkelhäutigen Nabob von Bhanipur«, der ein bizarres, pompöses, syntaktisch verzerrtes Englisch sprach (›die Verzerrtheit war phänomenal‹, hätte der dunkelhäutige Nabob vermutlich gesagt). Mit anderen Worten: War es die Entscheidung eines Kindes, in ein imaginäres England zu reisen, das allein in Büchern existierte? Oder war sein Entschluss vielmehr ein Hinweis darauf, dass unter der Oberfläche des ›netten, stillen Jungen‹ ein fremdes Wesen lauerte, ein ungewöhnlich abenteuerlustiger Bursche, der genügend Chuzpe besaß, den Sprung ins Dunkle zu wagen, gerade weil dies einen Schritt ins Unbekannte bedeutete – ein Heranwachsender, der intuitiv bereits die Fähigkeit seines künftigen erwachsenen Ichs erahnte, dort überleben, gar gedeihen zu können, wohin ihn seine Wanderungen führten, ein Jugendlicher, der zu leicht, vielleicht gar ein wenig zu skrupellos dem Traum von der ›Ferne‹ folgte, was natürlich auch hieß, der Langeweile des vertrauten ›Daheim‹ zu entkommen und sich ohne allzu großes Bedauern von der betrübten Mutter, den Schwestern zu verabschieden. Vielleicht ein wenig von allem. Jedenfalls machte er den Sprung, und vor seinen Füßen gabelte sich der Weg der Zukunft. Er

folgte dem westlichen Pfad und hörte auf, der zu sein, der er hätte sein können, wäre er zu Hause geblieben.

Ein rosafarbener Stein, eingelassen in die nach dem berühmten Schuldirektor Dr. Arnold benannte Doctor's Wall, die sich um die legendenumrankten Sportplätze im Close zog, trug eine Inschrift, die vorgab, eine geradezu revolutionäre Tat zu feiern. »Zur Erinnerung an die Heldentat von William Webb Ellis«, stand dort, »der in schöner Missachtung der damaligen Regeln des Fußballspiels zum ersten Mal den Ball aufnahm, um damit loszusprinten, und so das charakteristische Merkmal des Rugbyspiels erfand.« Allerdings galt die Webb-Ellis-Geschichte als zweifelhaft, und umstürzlerische Tendenzen förderte die Schule schon gar nicht. Hier wurden die Söhne von Börsenmaklern und Anwälten erzogen, und »eine schöne Missachtung der Regeln« stand keineswegs auf dem Lehrplan. Beide Hände in die Hosentaschen stecken war gegen die Regeln. Ebenso ›Laufen auf den Korridoren‹. *Fagging* dagegen, also der Brauch, dass ein jüngerer Schüler einem älteren Schüler unbezahlte Dienste leistete, war erlaubt – ebenso die Prügelstrafe. Körperliche Züchtigung konnte vom Hausleiter, aber auch von dem Jungen erteilt werden, den man zum Haussprecher ernannt hatte. In seinem ersten Schulhalbjahr war ein gewisser R. A. C. Williamson Haussprecher und hängte den Rohrstock unübersehbar über die Tür zu seinem Arbeitszimmer. Die Kerben im Stock verrieten, wie oft er Prügel verabreicht hatte.

Er war nie geschlagen worden. Er war ein ›netter, stiller Junge‹, lernte die Regeln, hielt sich sorgsam daran und lernte auch den Schulslang, *dics* fürs Nachtgebet im Schlafsaal (vom lateinischen *dicere* – reden), *topos* für Toilette (vom griechischen Wort für *Ort*) und das derbe *oiks* für die nicht dem Internat angehörenden Bewohner von Rugby, einer Stadt, die außer für ihre Schule vor allem für die Produktion von Zement bekannt war. Allerdings wurden die drei Fehler nie vergeben, obwohl er versuchte, sich so gut wie möglich anzupassen. In der Oberstufe gewann er die Queen's Medal für einen Aufsatz im Geschichtsunterricht über Napoleons Außenminister, den klumpfüßigen, zynischen, amoralischen Wüstling Talleyrand, für den er sich nachdrücklich einsetzte. Er wurde Sekretär des Debattierklubs und verteidigte wortreich das *fagging*, was bald nach der Beendigung seiner Schulzeit abgeschafft wurde. Er stammte aus einer konserva-

tiven indischen Familie und gehörte keineswegs zu den Radikalen. Rassismus sollte er jedoch nur allzu gut kennenlernen. Wenn er in sein kleines Arbeitszimmer zurückkehrte, fand er des Öfteren einen gerade geschriebenen Aufsatz in Fetzen zerrissen und über seinen roten Sessel verstreut vor. Einmal schrieb jemand *Kanaken raus* an seine Zimmerwand. Er biss die Zähne zusammen, schluckte die Beleidigung und tat, was getan werden musste. Erst nach dem Abschluss erzählte er seinen Eltern, wie die Schule für ihn gewesen war (und als er es ihnen erzählte, waren sie entsetzt, weil er all diesen Kummer für sich behalten hatte). Seine Mutter litt unter seiner Abwesenheit, sein Vater zahlte ein Vermögen, um ihm die Schule zu ermöglichen, also sagte er sich, es wäre nicht recht, sich zu beklagen. Bei den Briefen nach Hause handelte es sich folglich um seine ersten fiktiven Erzählungen, in denen er über idyllische Schultage im Sonnenschein berichtete und über Cricket. Dabei war er in Cricket gar nicht gut, und Rugby war im Winter bitterkalt, erst recht für einen Jungen aus den Tropen, der nachts noch nie unter schweren Decken gelegen hatte und dem es nicht leichtfiel, unter solchem Gewicht zu schlafen. Wenn er aber die Decke zurückschlug, fror er, also musste er sich auch an diese Last gewöhnen, und das tat er. Nachts, sobald das Licht ausging, begannen die Metallgestelle der Betten zu scheppern, wenn die Jungen ihren pubertären Trieben nachgaben, und das Klappern der Betten, die gegen Heizrohre stießen, erfüllte den großen dunklen Saal mit der Nachtmusik unaussprechlichen Verlangens. In dieser wie in allen anderen Angelegenheiten versuchte er, es seinen Mitschülern gleichzutun. Noch einmal: Er war seiner Veranlagung nach kein Rebell. In jenen frühen Zeiten zog er die Rolling Stones den Beatles vor, und nachdem ihn einer seiner freundlicheren Wohngenossen, ein ernster, engelhafter Junge namens Richard Shearer, aufgefordert hatte, sich *Freeheelin' Bob Dylan* anzuhören, wurde er ein enthusiastischer Dylan-Fan; doch blieb er im Grunde ein Konformist.

Trotzdem rebellierte er fast sofort nach seiner Ankunft in Rugby. Die Schule bestand darauf, dass sich alle Jungen für die CCF anmelde-ten, die Vereinte Kadettentruppe, um mittwochnachmittags in voller militärischer Khakimontur Kriegsspielen im Dreck zu frönen. Er gehörte nicht zu jenen Jungen, die an so etwas Spaß fanden – im Gegenteil, ihm kam es wie Folter vor –, weshalb er gleich in der ersten

Schulwoche zu seinem Hauslehrer Dr. George Dazeley ging, Typ halb sanftmütiger, halb irrsinniger Wissenschaftler mit strahlendem, erbar-mungslosem Lächeln, um ihm zu erklären, dass er bei den Kadetten nicht mitmachen wolle. Dr. Dazeley erstarrte, strahlte und wies in etwas eisigem Ton darauf hin, dass es den Jungen nicht möglich war, sich der Kadettentruppe zu entziehen. Der Junge aus Bombay, plötzlich von ungewohntem Trotz beseelt, richtete sich zu ganzer Größe auf. »Sir«, sagte er, »die Generation meiner Eltern hat erst vor kurzem einen Befreiungskrieg gegen das britische Weltreich geführt, weshalb ich mich außerstande sehe, mich jetzt seinen bewaffneten Truppen anzuschließen.« Dieser unerwartete Ausbruch postkolonialer Leidenschaft machte Dr. Dazeley sprachlos, und erst nach einer Weile gab er kleinlaut bei: »Na ja, dann solltest du wohl besser auf deinem Zimmer bleiben und lesen.« Als der junge Kriegsdienstverweigerer das Büro verließ, deutete Dazeley auf ein Bild an der Wand: »Das da ist Major William Hodson«, sagte er. »Der Hodson von Hodson's Horse. Er war Schüler in Bradley House.« William Hodson war jener britische Kavallerieoffizier gewesen, der nach der Niederschlagung des indischen Aufstandes von 1857 (in Rugby wurde er nur die *indische Meuterei* genannt) den letzten Mogulherrscher, den Dichter Bahadur Shah Zafar, gefangen nahm und seine drei Söhne ermordete, sie nackt auszog, erschoss und ihnen allen Schmuck abnahm, um ihre Leichen dann von einem der Stadttore Delhis herabzuwerfen, das von da an den Namen *Khooni Darvaza* tragen sollte, das Bluttor. Dass dieser Hodson vormals ein Schüler von Bradley House gewesen war, machte den jungen indischen Rebellen noch stolzer darauf, sich jener Armee verweigert zu haben, in der einst auch der Scharfrichter der Mogulprinzen gedient hatte. Dr. Dazeley setzte noch unbestimmt und vermutlich unrichtigerweise hinzu, dass Hodson als eines der Vorbilder für Flashman gelte, den Schultyrannen in Thomas Hughes' Rugby-Roman *Tom Brown's Schooldays*. Eine Statue von Hughes stand auf dem Rasen vor der Schulbibliothek, der tonangebende Veteran in Bradley House aber war ein Mann, der angeblich Modell für den berühmtesten Tyrannen in der englischen Literaturgeschichte gestanden hatte. Das fand er nur allzu passend.

Was man in der Schule lernt, ist nicht immer das, was die Schule zu unterrichten meint.

Während der nächsten vier Jahre verbrachte er die Mittwochnachmittage damit, aus der Stadtbücherei entlehene, in gelbe Schutzumschläge gehüllte Science-Fiction-Romane zu lesen und dabei Eier-salatsandwiches und Kartoffelchips zu essen, Coca-Cola zu trinken und *Two-Way Family Favorites* am Transistorradio zu hören. Er wurde ein Experte für das sogenannte goldene Zeitalter der Science-Fiction-Literatur und verschlang Meisterwerke wie Isaac Asimovs *Ich, der Robot*, in dem die drei Robotergesetze festgehalten wurden; Philip K. Dicks *Die drei Stigmata des Palmer Eldritch*, Zenna Hendersons *Pilger*-Romane, die wilden Fantasien des L. Sprague de Camp und ganz besonders Arthur C. Clarkes packende Kurzgeschichte ›Die neun Milliarden Namen Gottes‹, die davon handelt, dass die Welt still und leise ihr Ende findet, sobald ihr geheimer Zweck, das Aufzählen aller Namen Gottes, von einer Schar buddhistischer Mönche mit einem Supercomputer erfüllt wurde. (Wie sein Vater war er von Gott fasziniert, auch wenn ihm die Religion selbst nicht sonderlich zusagte.) Es war sicher nicht die größte Revolution in der Geschichte, dieser viereinhalb Jahre währende, von Schulkiosksnacks befeuerte Sturz ins Fantastische, doch jedes Mal, wenn er seine Schulkameraden von ihren Kriegsspielen hereinstolpern sah, erschöpft, verdreht und mit blauen Flecken übersät, wurde er daran erinnert, dass es durchaus lohnenswert sein konnte, sich zu behaupten.

Was Gott anging: Letzte Glaubensreste beseitigte seine gehörige Abneigung gegen die Architektur der Kapelle von Rugby. Viele Jahre später, als er zufällig wieder einmal in die Stadt kam, schockierte ihn, wie schön Herbert Butterfields neogotischer Bau in Wirklichkeit war. Während seiner Schulzeit hatte er ihn schrecklich gefunden und in dieser von Science-Fiction geprägten Phase seines Lebens gedacht, dass die Kapelle Ähnlichkeit mit einer aus Ziegelsteinen errichteten Rakete kurz vor dem Start habe. Als er eines Tages im Lateinunterricht aus dem Fenster seines Klassenzimmers in der New Big School schaute, fragte er sich: ›Was für ein Gott will in einem derart hässlichen Gebäude hausen?‹ Und fast im selben Augenblick kannte er die Antwort: Natürlich wird kein Gott, der etwas auf sich hält, dort leben wollen – offensichtlich gab es also keinen Gott, nicht einmal einen mit schlechtem Geschmack in Sachen Architektur. Am Ende der Lateinstunde war er überzeugter Atheist, und um sich dies zu bewei-

sen, marschierte er in der Pause schnurstracks zum Kiosk und kaufte sich ein Schinkensandwich. An jenem Tag berührten seine Lippen zum allerersten Mal Schweinefleisch, und dass der Allmächtige ihn nicht mit Blitz und Donner vernichtete, bekräftigte nur, was er schon lang vermutet hatte: dass es da oben niemanden gab, der Blitze schleudern konnte.

In einem Jahr übte die Schule den ›Halleluja-Chor‹ als Teil einer Aufführung des Händel’schen *Messias* mit professionellen Solisten ein. Er machte bei den vorgeschriebenen Frühgebeten und Abendandachten mit – da er in Bombay zur Cathedral School gegangen war, konnte er schlecht Einwände vorbringen, die es ihm erspart hätten, christliche Gebete murmeln zu müssen – ebenso wenig, wie er leugnen konnte, dass ihm die Choräle gefielen, deren Musik sein Herz erfreute. Nicht alle Choräle wohlgerneht. So hätte er gut verzichten können auf: *seh’ ich das herrliche Kreuz, an dem verstarb der Ruhmesfürst*, doch wird ein einsamer Junge wohl unweigerlich ergriffen, wenn er singt: *Freundliches Licht, um mich ist Finsternis: Führ mich heim, und leuchte vor mir her*. Er sang gern ›Nun freut euch, ihr Christen‹ auf Latein, da dies dem Lied irgendwie den religiösen Stachel nahm: *venite, venite in Bethlehem*. Ihm gefiel auch ›O bleibe, Herr!‹, wurde ›Abide with Me‹ doch von über hunderttausend Fans vor dem FA Cup Final im Wembley-Stadion gesungen; und bei jenem Choral, den er nur den ›Geografie-Choral‹ nannte, ›Das Licht des Tages ist zerronnen, o Herr‹, packte ihn stets leises Heimweh: *Wenn müde wir zur Ruh uns legen, so ruht doch deine Erde nicht. Sie dreht der Sonne sich entgegen, zu andern Menschen kommt das Licht*. Den im englischen Text *westlichen* Himmel ersetzte er für sich natürlich durch einen *östlichen*. Die Sprache des Unglaubens war deutlich ärmer als die des Glaubens, doch sollte die Musik des Unglaubens rasch aufholen, so dass, als ihm während der Teenagerjahre die goldene Zeit der Rockmusik die Ohren mit ihren Lieblingsklängen füllte, dem *I can’t get no* und *hard rain* und *try to see it my way* und *da doo ron ron*, selbst die Choräle ein wenig von ihrer Macht zur Rührung verloren. Aber es gab in der Kapelle von Rugby noch so manch anderes, was das ungläubige Herz eines Bücherwurms zu bewegen vermochte: die Gedenkandachten an Matthew Arnold und dessen unwissende Armeen, die des Nachts aufeinanderprallten, und Rupert

Brooke, gestorben infolge eines Mückenstichs, als er eine solche Armee bekämpfte, seine Leiche in irgendeinem Winkel auf fernem Feld, das auf immer England sein würde; vor allem aber der Stein zum Gedenken an Lewis Carroll, der Stein mit Tenniels Silhouetten in schwarzweißem Marmor, die an den Rändern eine – wie? ja, genau – Art Quadrille tanzten. »Will nicht, kann nicht, will nicht, kann nicht, will mich dem Tanz nicht anschließen«, sang er leise vor sich hin. »Will nicht, kann nicht, will nicht, kann nicht, will mich dem Tanz nicht anschließen.« Da war sein privater Choral, den er sich selbst vorsang.

Ehe er Rugby verließ, tat er noch etwas Schreckliches. Schulabgängern war es gestattet, einen ›Examensverkauf‹ abzuhalten, wo alte Tische, Lampen und sonstiger Krimskrams für eine kleine Summe an jüngere Schüler abgegeben werden durften. Er hängte eine Auktionsliste an die Innenseite seiner Arbeitszimmertür, auf der die äußerst moderaten Preise für seinen überflüssigen Besitz verzeichnet waren, und wartete. Die meisten Gegenstände wiesen deutliche Gebrauchsspuren auf, doch besaß er noch seinen roten Sessel, den sein Vater für ihn gekauft hatte. Ein Sessel mit nur einem Vorbesitzer galt beim Examensverkauf als begehrte, hochwertige Seltenheit, weshalb für das rote Prunkstück auch einige ernsthafte Angebote abgegeben wurden. Zum Schluss blieben zwei interessierte Bieter übrig: einer seiner *fags*, seiner Schuldiener, ein gewisser P.A.F. Reed-Herbert, allgemein nur ›Weed Herbert‹ genannt, ein kleiner, brillentragender Wurm, der ihn ein wenig verehrte; und ein älterer Junge namens John Tallon, dessen Elternhaus in der Bishop's Avenue stand, der Nordlondoner Millionärstraße, weshalb er sich ein hohes Angebot leisten konnte.

Als das Bieten dem Ende zuging – das höchste Angebot kam von Reed-Herbert und lag bei fünf Pfund –, hatte er seinen schrecklichen Einfall. Insgeheim bat er John Tallon, ein irrsinnig hohes Angebot abzugeben, irgendwas um die *acht Pfund*, versprach ihm zugleich aber, das Geld nicht einfordern zu wollen, sollte es das Höchstgebot bleiben. Und dann, während der *dics*, erklärte er Weed Herbert mit ernster Miene, ihm sei bekannt, dass Tallon, sein reicher Rivale, bereit sei, noch höher zu gehen, vermutlich gar bis zwölf Pfund. Er sah, wie Weed Herberts Gesicht in sich zusammenfiel, bemerkte dessen Enttäuschung und holte zum Todesstoß aus. »Aber wenn du mir jetzt – sagen wir – zehn Pfund auf die Hand gibst, könnte ich die Auktion

beenden, und der Sessel wäre verkauft.« Weed Herbert sah nervös drein. »Das ist viel Geld, Rushdie«, sagte er. »Denk drüber nach«, erwiderte Rushdie großzügig, »während du deine Gebete sprichst.«

Kaum waren die *dics* vorbei, schluckte Weed Herbert den Köder. Der macchiavelistische Rushdie lächelte beruhigend. »Ausgezeichnete Entscheidung, Reed-Herbert.« Kaltblütig hatte er den Jungen überredet, gegen sich selbst zu bieten und das eigene Höchstgebot zu verdoppeln. Der rote Sessel hatte einen neuen Besitzer. Ach ja, die Macht der Gebete.

Dies geschah im Frühjahr 1965. Neuneinhalb Jahre später, während des britischen Wahlkampfes im Oktober 1974, schaltete er den Fernsehapparat ein und sah das Ende einer Ansprache des Kandidaten der äußersten Rechten, der rassistischen, faschistischen, vehement ausländerfeindlichen Nationalen Front. Der Name des Kandidaten wurde auf dem Bildschirm eingeblendet: *Anthony Reed-Herbert*. »Weed Herbert!«, schrie er entsetzt auf. »Mein Gott, ich habe einen Nazi aus ihm gemacht!« Schlagartig war ihm alles klar. Weed Herbert, der von einem verschlagenen, gottlosen Kanaken dazu verführt worden war, viel zu viel Geld auszugeben, hatte während seiner ganzen verwurmtten Kindheit eine bittere Wut gehegt und war ein verwurmter Erwachsener und rassistischer Politiker geworden, um sich so an allen Kanaken, ob mit oder ohne roten Sessel, rächen zu können. (Aber war es derselbe Weed Herbert? Könnte es zwei von der Sorte geben? Nein, dachte er, das musste der kleine, jetzt nicht mehr so kleine P.A.F. sein). Im Kampf um den Wahlkreis Leicester-Ost erhielt Weed Herbert in der Wahl von 1974 sechs Prozent aller Wählerstimmen, insgesamt 2967, zur Nachwahl um Birmingham Ladywood im August 1977 ließ er sich ein weiteres Mal aufstellen und wurde Dritter, noch vor dem Kandidaten der Liberalen. Zum Glück war dies sein letzter bedeutsamer Auftritt in der nationalen Szene.

Mea culpa, dachte der Verkäufer des roten Sessels, *mea maxima culpa*. In der wahren Geschichte seiner Schultage sollte es stets viel Einsamkeit und manchen Kummer geben, aber auch diesen Flecken auf seiner Charakterweste, dieses bislang nicht vermerkte, ungesühnte Verbrechen.

*

An seinem zweiten Tag in Cambridge ging er zu einer Versammlung von Erstsemestern in der King's College Hall und sah zum ersten Mal den gewaltigen, einer Kuppel von Brunelleschi gleichenden Kopf von Noel Annan. Lord Annan, Collegerektor und sonore Kathedrale von einem Mann, dessen Kuppel dies war, stand in all seiner kaltäugigen, fettlippigen Glorie vor ihm. »Sie sind hier«, sprach Annan zu den versammelten Erstsemestern, »aus drei Gründen: Intellekt! Intellekt! Intellekt!«, und stach beim Aufzählen dieser Gründe nacheinander drei Finger in die Luft. Ein wenig später überbot er in seiner Ansprache selbst dieses Aperçu. »Das Wichtigste werden Sie nicht in den Vorlesesälen, Bibliotheken oder Seminaren lernen«, intonierte er, »sondern dann, wenn Sie spätabends miteinander auf den Zimmern hocken und sich gegenseitig befruchten.«

Im September 1965, mitten in einem Krieg, im sinnlosen Indien-Pakistan-Konflikt, hatte er seine Heimat verlassen. Um Kaschmir, diesen ewigen Zankapfel, war ein fünfwöchiger Krieg entbrannt, in dessen Verlauf fast siebentausend Soldaten starben und an dessen Ende Indien dem pakistanischen Territorium tausendachthundert Quadratkilometer und Pakistan dem indischen Nachbarn fünfhundert Quadratkilometer abgerungen hatte, womit jedoch nichts, wenn nicht weniger als nichts erreicht worden war. (In *Mitternachtskinder* ist es dieser Krieg, in dem ein Großteil von Saleems Familie durch Fliegerbomben getötet wird.) Einige Tage wohnte er bei Verwandten in London in einem fensterlosen Zimmer. Über Telefon konnte er daheim niemanden erreichen, und Telegramme von Indien, hieß es, brauchten drei Wochen, um anzukommen. Es gab keinen Weg herauszufinden, wie es seiner Familie ging. Also blieb ihm nichts weiter übrig, als den Zug nach Cambridge zu nehmen und zu hoffen. Er erreichte das King's College Market Hostel in ziemlich schlechter Verfassung, und die Angst, die vor ihm liegenden Universitätsjahre könnten eine Wiederholung der größtenteils unglückseligen Jahre in Rugby bedeuten, trug nichts zur Besserung seiner Gemütslage bei. Er hatte darum gebeten, nicht nach Cambridge geschickt zu werden, obwohl ihm bereits ein Studienplatz zugesprochen worden war. Er wolle nicht nach England zurück, sagte er, wolle nicht noch mehr Jahre seines Lebens unter Menschen kalt wie Fisch verbringen. Könne er nicht daheim bleiben und mit warmblütigeren Kreaturen aufs College gehen? Anis,

selbst Cambridge-Absolvent, redete ihm zu, dennoch hinzufahren. Und dann sagte er, er müsse sein Studienfach wechseln. Geschichte, das hieße drei nutzlos vergeudete Jahre. Er müsse dem College mitteilen, dass er zu Wirtschaftswissenschaften wechseln wolle. Daran war sogar eine Drohung geknüpft: Falls er das nicht tat, käme Anis nicht länger für die Gebühren auf.

Bedrückt von den drei Bürden einer unerfreulichen englischen Jugend, Wirtschaftswissenschaften und Krieg, war es ihm am ersten Tag am King's unmöglich, aufzustehen. Sein Körper fühlte sich bleiern an wie nie, fast als wollte die Schwerkraft selbst ihn zurückhalten. Mehr im Bett als außerhalb, ignorierte er gelegentliches Klopfen an der Tür seines seltsam skandinavisch modernen Zimmers. (Es war das Jahr, in dem die Beatles-LP *Rubber Soul* herauskam, und oft summt er »Norwegian Wood« vor sich hin.) Am frühen Abend aber trieb ihn ein besonders nachhaltiges Klopfen dann doch aus den Federn. An der Tür stand, ein breites Old-Eton-Grinsen im von welligem Rupert-Brooke'schen Blondhaar gerahmten Gesicht, ein erbarmungslos fröhlicher Jan Pilkington-Miksa – ich bin halb Pole, weißt du –, sein Begrüßungengel am Tor zur Zukunft, der ihn auf einer Woge lautstarker Gutmütigkeit in ein neues Leben führen sollte.

Jan Pilkington-Miksa, eine sehr platonische Ausgabe des englischen Internatjungen, sah genauso wie all die Kreaturen aus, die ihm das Leben in Rugby so unangenehm gemacht hatten, dabei war er ein von Natur aus überaus freundlicher junger Mann, der ihm wie ein Zeichen dafür geschickt worden zu sein schien, dass die Dinge sich diesmal besser entwickeln sollten. Und das taten sie; Cambridge würde viele jener Wunden heilen, die Rugby ihm zugefügt hatte, und ihm zeigen, dass es ein anderes, attraktiveres England gab, in dem er sich ohne weiteres daheim fühlen konnte.

So viel also zur ersten Bürde. Was nun die Wirtschaftswissenschaften anging, wurde er von einem zweiten Begrüßungengel gerettet, Studienleiter Dr. John Broadbent, Don für englische Literatur, der so herrlich groovy war, dass er glatt das Vorbild für den supercoolen und sehr freisinnigen Dr. Howard Kirk, dem Helden von Malcolm Bradburys Roman *Der Geschichtsmensch*, hätte sein können (was er aber nicht war). Als Rushdie ihm bedrückt erklärte, sein Vater bestehe darauf, dass er das Studienfach wechsele, fragte Dr. Broadbent: »Und was

wollen *Sie* studieren?« Nun, natürlich nicht Wirtschaftswissenschaften; er hatte ein Stipendium für Geschichte, und Geschichte wollte er auch studieren. »Überlassen Sie das mir«, sagte Dr. Broadbent und schrieb Anis Rushdie einen freundlichen, doch ziemlich deutlichen Brief, in dem er darlegte, dass sich Anis' Sohn nach Ansicht des College nicht zu einem Studium der Wirtschaftswissenschaften eigne und dass, sollte der Vater darauf beharren, es besser wäre, den Sohn von der Universität zu nehmen, damit er Platz für jemand anderen mache. Anis Rushdie verlor nie wieder ein Wort über Wirtschaftswissenschaften.

Auch um die dritte Bürde sollte er bald erleichtert werden. Der Krieg auf dem Subkontinent ging zu Ende, und alle, die er liebte, waren in Sicherheit. Sein Universitätsleben konnte beginnen.

Er tat das Übliche: schloss Freundschaften, verlor seine Jungfräulichkeit, lernte jenes geheimnisvolle Streichholzspiel kennen, das in *L'année dernière à Marienbad* vorkommt, spielte am Todestag von Evelyn Waugh eine melancholische Runde Krocket mit E.M. Forster, begann langsam, die Bedeutung des Wortes Vietnam zu verstehen, wurde weniger konservativ und von der Gruppe Footlights aufgenommen, war eine kleinere Leuchte unter illustren Illuminaten – Clive James, Rob Buckman, Germaine Greer –, sah, wie Germaine die Strippende Nonne gab, wie sie sich aus ihrem Habit wand und schlängelte, unter dem sie eine komplette Froschmannmontur trug, und dies auf der winzigen Klubbühne in der Petty Cury, einen Stock unter dem Büro der Chinesischen Roten Wachen, bei denen die kleine rote Mao-Bibel verkauft wurde. Er rauchte Gras, sah im Zimmer gegenüber einen Freund an verunreinigtem LSD sterben, sah einen anderen an einem Hirnschaden infolge von Drogenmissbrauch eingehen, lernte Captain Beefheart und Velvet Underground durch einen dritten Freund kennen, der bald nach dem Examen starb, genoss Miniröcke und durchsichtige Blusen, schrieb kurz für die Studentenzeitung *Varsity*, bis man sich entschied, auf seine Dienste verzichten zu wollen, trat in Stücken von Brecht, Ionesco und Ben Jonson auf und stürmte mit dem künftigen Kunstkritiker der Londoner *Times* den Trinity-Maiball, um Françoise Hardy ›Tous les garçons et les filles‹ singen zu hören.

In seinem späteren Leben sprach er oft davon, wie glücklich er in

Cambridge gewesen war, und hatte mit sich vereinbart, die Stunden erbärmlicher Einsamkeit zu vergessen, in denen er weinend allein auf seinem Zimmer hockte, obwohl direkt vor dem Fenster die King's Chapel in all ihrer Schönheit prangte (das war in seinem letzten Jahr, als er im College selbst wohnte, Parterre, Ausgang S, in einem Zimmer mit einem Blick, wie es ihn prächtiger nicht geben konnte – Kapelle, Rasen, Fluss, Stocherkähne – ein Klischee, aber hinreißend schön). In diesem letzten Jahr war er bedrückt aus den Ferien zurückgekehrt. Der Sommer des Jahres 1967 ging zu Ende, der Sommer der Liebe, in dem man, flog man nach San Francisco, Blumen im Haar tragen sollte. Er aber war leider in London geblieben, ohne jemanden, den er lieben konnte. Nur zufällig befand er sich mitten im Zentrum dessen, wo, wie man damals sagte, »es abging«, wohnte in einem Mietzimmer über der gefragtsten Boutique schlechthin, über Granny Takes a Trip am World's End der King's Road. John Lennons Frau trug Röcke aus dieser Boutique.

Mick Jagger, so die Gerüchteküche, trug ebenfalls Röcke aus diesem Laden. Auch hier erhielt er eine Art Ausbildung. Er lernte, nicht mehr »fab« oder »groovy« zu sagen. Bei Granny sagte man »schön«, wenn man vorsichtige Zustimmung zum Ausdruck bringen wollte, und wenn man etwas wirklich schön fand, sagte man »echt nett«. Er gewöhnte sich an, oft weise mit dem Kopf zu nicken. Bei seinen Versuchen, cool zu wirken, half es, dass er Inder war. »Indien, Mann«, sagten die Leute. »Abgefahren.« – »Yeah«, erwiderte er nickend. »Yeah.« – »Der Maharishi, Mann. Schön.« – »Ravi Shankar, Mann«, antwortete er. Spätestens jetzt fielen den meisten keine Inder mehr ein, über die sie noch reden konnten, weshalb alle nur noch glücklich nickten. »Klar, Mann, klar«, sagten sie. »Echt klar.«

Eine noch tiefer gehende Lektion lernte er von der jungen Frau, die den Laden führte, ein ätherisches Wesen im modisch abgedunkelten, nach Patschuli duftenden, von Sitarmusik durchströmten Raum, in dem er nach einer Weile einen undeutlichen, purpurnen Schimmer wahrnahm, dank dessen er einige reglose Gestalten auszumachen meinte. Wahrscheinlich Kleider, bestimmt zum Verkauf. Er wagte nicht zu fragen. Granny war furchteinflößend. Eines Tages aber nahm er all seinen Mut zusammen und ging nach unten, um sich vorzustellen: *Hi, ich wohne oben; ich heiße Salman*. Die junge Frau im Laden

trat näher, so dass er die Verachtung in ihrem Gesicht sehen konnte. Und dann sagte sie in hipper Langsamkeit:

»Konversation ist so was von out, Mann.«

Die schönsten Mädchen der Welt liefen die King's Road auf und ab, irrsinnig knapp bekleidet, lachend und begleitet von pfauenhaften Männern, die gleichfalls lachten und gleichermaßen fantastisch angezogen waren mit ihren hochkragigen Gehröcken, rüschenbesetzten Hemden, weiten Knautschsamthosen und Stiefeln aus Schlangenlederimitat. Er schien der Einzige zu sein, der nicht wusste, wie man glücklich war.

Im reifen Alter von zwanzig Jahren fuhr er nach Cambridge mit dem Gefühl zurück, das Leben zöge an ihm vorbei. (Andere litten ebenfalls unter dem Letztes-Jahr-Blues. Selbst der stets fröhliche Jan Pilkington-Miksa wirkte deprimiert, erholte sich aber bald wieder, um dann fröhlich zu verkünden, dass er beschlossen habe, Regisseur zu werden und beabsichtige, sobald er mit Cambridge fertig sei, in den Süden Frankreichs zu fahren, »denn die da unten«, sagte er leichthin, »brauchen bestimmt noch Regisseure«.) Er suchte Zuflucht in der Arbeit, wie er es schon in Rugby getan hatte. *Ein Mann von Geist hat lediglich die Wahl, / Entweder Leben oder Werk vollkommen zu machen*«, schrieb Yeats, und da er sich offensichtlich nicht zum vollkommenen Leben eignete, kümmerte er sich besser um seine Arbeit.

Das war das Jahr, in dem er von den satanischen Versen erfuhr. In Teil zwei seines Abschlussexamens in Geschichte musste er aus einem breiten Angebot drei ›Spezialthemen‹ wählen und sich darauf konzentrieren. Er entschied sich für die indische Geschichte während des Unabhängigkeitskampfes gegen die Briten, also vom Aufstand 1857 bis zum Unabhängigkeitstag im August 1947, für das erstaunliche erste Jahrhundert der Geschichte der Vereinigten Staaten 1776 bis 1877, von der Unabhängigkeitserklärung bis zum Ende der als *reconstruction* bekannten Nachbürgerkriegszeit, sowie für ein drittes Thema, das in jenem Jahr zum ersten Mal angeboten wurde: ›Mohammed, der Aufstieg des Islam und das frühe Kalifat‹. 1967 interessierten sich in Cambridge nur wenige Studenten für den Propheten des Islam – so wenige, dass der für diesen Kurs vorgesehene Dozent die Vorlesung absagte und sich weigerte, die paar Studenten zu betreuen, die sich dafür entschieden hatten. Damit war klar, dass dieses

Thema nicht mehr zur Verfügung stand und eine andere Wahl getroffen werden sollte. Alle übrigen Studenten gaben es tatsächlich auf, über Mohammed schreiben zu wollen, und entschieden sich für ein neues Thema. Er spürte jedoch, wie sich der alte Trotz in ihm regte. Die Regel lautete, solange sich auch nur ein einziger Student für ein angebotenes Thema interessierte, konnte es nicht gestrichen werden. Nun, er interessierte sich dafür. Er war der Sohn seines Vaters, gottlos, aber von Göttern und Propheten fasziniert. Außerdem war er, zumindest teilweise, ein Produkt der tief wurzelnden muslimischen Kultur Südasiens, ein Erbe des künstlerischen, literarischen wie architektonischen Reichtums der Moguln und deren Vorfahren. Und er war fest entschlossen, diesem Thema nachzugehen. Dafür brauchte er nur einen Historiker, der bereit war, ihn zu betreuen.

Von den drei großen Historikern, die zu jener Zeit am King's unterrichteten, hatte Christopher Morris den besten Ruf und am meisten publiziert, ein Spezialist für die politische Gedankenwelt der Tudorzeit, der Kirchengeschichte und der Aufklärung – wohingegen John Saltmarsh mit seinem wilden weißen Haar, den krausen Koteletten, den langen Unterhosen, die unter den Hosenaufschlägen hervorlugten, und den Sandalen an unbestrumpften Füßen zu den großen Exzentrikern der Universität zählte und ein unvergleichlicher Experte in der Geschichte des College und seiner Kapelle war, zudem der regionalen Ortsgeschichte, ein Mann, den man oft mit einem Rucksack auf dem Rücken die Wege rund um Cambridge abschreiten sah. Beide, Morris wie Saltmarsh, waren Schüler von Sir John Clapham, jenem Gelehrten, der die Wirtschaftsgeschichte zu einem ernsthaften Studiengebiet gemacht hatte, und beide gaben bereitwillig zu, dass Arthur Hibbert, der Dritte in King's historischer Trinität, ihr brilliantester Kopf war, ein Genie, das laut Collegelegenden im Geschichtsexamen die Fragen beantwortet hatte, über die es am wenigsten wusste, um für die Antworten die ihm zugewiesene Zeit ausnutzen zu können. Hibbert, beschloss Rushdie, war der richtige Mann für sein Problem; und Hibbert half ihm, ohne einen Moment zu zögern. »Ich bin kein Spezialist auf diesem Gebiet«, sagte er bescheiden, »aber ein wenig kenne ich mich aus. Wenn Sie mich also nehmen wollen, bin ich gern bereit, Ihre Arbeit zu betreuen.«

Dieses Angebot wurde von dem jungen, trotzköpfigen Studenten,

der an einem Glas Sherry nippend in Hibberts Büro stand, dankbar angenommen. Und damit nahmen die Dinge ihren Lauf. Das Spezialthema ›Mohammed, der Aufstieg des Islam und das frühe Kalifat‹ war nie zuvor angeboten worden, und im akademischen Jahr 1967/1968 entschied sich nur dieser eine, verstockte Student dafür; im folgenden Jahr wurde es folglich mangels Interesse nicht noch einmal ausgeschrieben. Für diesen einen Studenten aber war es, als würde mit dem Thema eine Vision seines Vaters Wirklichkeit. Er studierte das Leben des Propheten und die Geburt der Religion als Ereignisse innerhalb der Geschichte, analytisch, sachlich, *vernünftig*. Es war, als wäre es eigens für ihn geschaffen worden.

Zu Beginn ihrer Zusammenarbeit gab Arthur Hibbert ihm einen Rat, den er nie vergessen sollte. »Sie dürfen erst über Geschichte schreiben«, sagte er, »wenn Sie die Menschen reden hören.« Jahrelang musste er daran denken, und letztlich fand er in diesem Rat auch ein wertvolles Leitprinzip für das Schreiben von Romanen. Wenn man kein Gefühl dafür hatte, wie die Menschen redeten, kannte man sie nicht gut genug, und deshalb konnte – *durfte* – man ihre Geschichte nicht erzählen. Die Art, wie die Menschen sprachen, ob in kurzen, abgehackten Sätzen oder langen, umständlichen Wendungen, verriet viel über sie: ihre Herkunft, ihre gesellschaftliche Klasse, ihr Temperament, ob ruhig oder aufgebracht, warmherzig oder kaltblütig, unflätig oder gebildet, höflich oder derb; und über das Temperament hinaus verriet sie auch ihre wahre Natur, intellektuell oder bodenständig, offen oder verschlagen, und ja, gut oder schlecht. Wäre das alles gewesen, was er zu Arthurs Füßen lernte, es wäre genug gewesen. Aber er lernte weit mehr. Er lernte eine Welt kennen. Und in dieser Welt wurde eine der größten Religionen der Welt geboren.

*

Sie waren Nomaden, gerade sesshaft geworden, ihre Städte noch neu. Mekka war erst wenige Generationen alt. Yathrib, später in Medina umbenannt, glich einer Ansammlung einzelner Lagerstätten um eine Oase, die nicht einmal eine ernstzunehmende Mauer schützte. Mit ihrem neuen städtischen Leben mussten sie sich erst abfinden, und viele waren mit den Veränderungen unzufrieden.

Eine nomadische Gesellschaft ist konservativ, hat viele Regeln und

schätzt das Wohlergehen der Gruppe höher als individuelle Freiheit, doch schließt sie alle ein. Die nomadische Welt war ein Matriarchat. Im Kreis ihrer weitläufigen Familien fanden selbst Waisenkinder Schutz sowie ein Gefühl von Identität und Zugehörigkeit. All das änderte sich nun. Die Stadt wurde zum Patriarchat und die Kleinfamilie ihre bevorzugte Familienform. Immer mehr Menschen besaßen keine Bürgerrechte, und sie wurden von Tag zu Tage unzufriedener. Mekkas Wohlstand aber wuchs, und das gefiel den Herrschenden. Vererbung folgte nun der männlichen Linie. Auch das sagte den regierenden Familien zu.

An den Toren zur Stadt standen Tempel zu Ehren der drei Göttinnen al-Lat, al-Manat und al-Uzza. Geflügelte Göttinnen, erhabenen Vögeln gleich. Oder Engeln. Jedes Mal, wenn die Handelskarawanen, denen die Stadt ihren Reichtum verdankte, durch die Tore aus- und einzogen, hielten sie an einem der Tempel und brachten Opfer dar. Oder, um es mit einem modernen Wort auszudrücken: Sie zahlten Steuern. Die wohlhabendsten Familien in Mekka kontrollierten die Tempel, und jene ›Opfergaben‹ machten einen Großteil ihres Reichtums aus. Die geflügelten Göttinnen waren von entscheidender Bedeutung für die Wirtschaft der neuen Stadt, dieser im Entstehen begriffenen urbanen Zivilisation.

In dem als Würfel oder Ka'aba bekannten Gebäude im Zentrum der Stadt gab es Statuen von aberhundert Göttern. Eine dieser Statuen stellte die keineswegs beliebteste Gottheit namens al-Lah dar, was schlicht *der Gott* heißt, geradeso wie al-Lat *die Göttin* bedeutet. Al-Lah war insofern ungewöhnlich, als dass er sich nicht spezialisiert hatte, er war kein Regengott, kein Gott für Reichtum, kein Kriegsgott und kein Gott der Liebe, er war in unbestimmtem Sinne ein Gott für alles. Gut möglich, dass dieses Versäumnis, sich auf etwas zu spezialisieren, seine relative Unbeliebtheit erklärte. Wer den Göttern Opfer darbrachte, tat dies meist aus einem bestimmten Grund, wegen der Sorge um die Gesundheit eines Kindes, die Zukunft eines geschäftlichen Unternehmens, wegen einer Dürre, eines Streits, einer Liebesgeschichte. Dem unspezifischen Alleskönner von einem Gott zog man Götter vor, die Experten auf ihrem Gebiet waren. Und doch sollte es al-Lah sein, der so beliebt wurde, wie es keine heidnische Gottheit je zuvor gewesen war.

Der Mann, der al-Lah aus nahezu allumfassender Unbedeutendheit befreien und sein Prophet werden sollte, der ihn dem Gott *Ich bin* des Alten Testaments und dem dreieinigen Gott des Neuen Testaments ebenbürtig oder doch wenigstens gleichwertig machen sollte, war Mohammed ibn Abdullah aus der Familie Banu Haschim (für die während seiner Kindheit schwere Zeiten anbrachen), ein Waisenkind, das im Hause eines Onkels lebte. Als Teenager begann er, Abu Talib, seinen Onkel, auf Handelsreisen nach Syrien zu begleiten. Und während dieser Reisen dürfte er mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit die ersten Christen kennengelernt haben, Anhänger der nestorianischen Sekte, deren Geschichten vieles aus dem Alten und Neuen Testament übernahmen, um es ihren regionalen Gegebenheiten anzupassen. So etwa wurde den Nestorianern zufolge Jesus Christus in einer Oase unter einer Palme geboren. Laut Koran offenbarte der Erzengel Gabriel dem Propheten Mohammed später eine als ›Maryam‹, also Maria, bekannte Sure, der zufolge Jesus in einer Oase unter einer Palme geboren wurde.

Mohammed ibn Abdullah erwarb sich den Ruf, ein geschickter Händler und ehrlicher Mann zu sein, was ihm im Alter von fünf- undzwanzig Jahren das Heiratsangebot einer älteren, reichen Frau namens Chadidscha einbrachte; und in den nächsten fünfzehn Jahren war er erfolgreich im Beruf und glücklich in der Ehe. Allerdings muss er ein Mann gewesen sein, der eine gewisse Einsamkeit brauchte, verbrachte er doch viele Jahre lang immer wieder einige Wochen damit zu, wie ein Eremit in einer Höhle auf dem Berg Hira zu leben. In seinem vierzigsten Lebensjahr störte seine Zurückgezogenheit der Engel Gabriel und befahl ihm vorzutragen, zu rezitieren. Natürlich glaubte Mohammed sogleich, den Verstand verloren zu haben, und floh. Er kehrte erst zurück, um sich anzuhören, was der Engel zu sagen hatte, nachdem ihm von seiner Frau und engen Freunden zugeredet worden war, dass sich eine Rückkehr auf den Berg unter Umständen doch lohnen könne und es vermutlich eine gute Idee sei, noch einmal zu prüfen, ob Gott wirklich mit ihm in Kontakt treten wolle.

Es fiel leicht, vieles von dem zu bewundern, was geschah, als der Händler sich in den Sendboten Gottes verwandelte, es fiel leicht, wegen der Nachstellungen und anschließenden Flucht nach Medina Mitgefühl für ihn zu empfinden und seine rasche Entwicklung in der

Oasensiedlung Yathrib zu einem anerkannten Gesetzgeber, fähigen Herrscher und geschickten Militärführer anzuerkennen. Es fiel zu dem leicht, zu sehen, wie die Offenbarung direkt von Ereignissen im Leben des Sendboten, aber auch von jener Welt beeinflusst wurde, in die hinein der Engel den Koran offenbarte. Als Muslime im Kampf starben, wurden deren Brüder vom Engel prompt ermuntert, die Witwen zu heiraten, damit die Trauernden nicht jemanden außerhalb ihrer Gemeinschaft heirateten und dem Glauben verloren gingen. Und als die vom Propheten geliebte Aischa sich einmal in der Wüste verirrte und sich, so das Gerücht, mit einem gewissen Safwan ibn Marwan unschicklich verhielt, beeilte sich der Engel des Herrn mit der Versicherung, dass die tugendhafte Dame nach Gottes Ansicht keineswegs herumgetändelt habe. Im eher allgemeinen Sinne war darüber hinaus offenkundig, dass das Ethos des Koran, das von ihm gebilligte Wertesystem, im Grunde dem überlieferten Verhaltenskodex nomadischer Araber entsprach, einer matriarchalen, fürsorglichen Gemeinschaft, die keine Waisenkinder unversorgt ließ – Waisenkinder wie einstmals Mohammed, dessen Erfolg als Kaufmann ihn, wie er fand, zu einem Platz in der gesetzgebenden Versammlung der Stadt berechtigte; doch man verweigerte ihm dieses Vorrecht, da er keine mächtige Familie hatte, die sich für ihn einsetzte.

Ein faszinierendes Paradox: eine im Grunde konservative Theologie, rückwärts gewandt einer untergehenden Kultur zugeneigt, wird zur revolutionären Idee, weil sich jene Menschen am stärksten von ihr angezogen fühlen, die von der Verstädterung an den Rand gedrängt wurden – die unzufriedenen Armen, der Mob der Straße. Vielleicht war dies der Grund, weshalb Mekkas Elite diese neue Idee, den Islam, so bedrohlich fand, warum sie ihn so bitterlich verfolgte und warum dem Religionsgründer vielleicht – nur vielleicht – ein attraktiver Handel angeboten wurde, mit dem man ihn kaufen wollte.

Die historischen Zeugnisse sind unvollständig, doch erzählen die meisten der größeren *hadith*-Sammlungen – der Überlieferungen vom Leben des Propheten (etwa jene, die von Ibn Ishaq, von Waqidi, Ibn Sa'd, Bukhari und Tabari zusammengestellt wurden) – die Geschichte von einem Vorfall, der später als der Vorfall der satanischen Verse bekannt werden sollte. Eines Tages kam der Prophet vom Berg herab und rezitierte die Sure (Nummer 53), genannt *an-Najm*, der Stern. Sie

enthält die folgenden Worte: »Habt ihr von al-Lat und al-Uzza gehört und von al-Manat, der Dritten, die eine andere ist? Sie sind die erhabenen Vögel, ihre Fürbitte ist erwünscht.« Und später – Tage später? oder Wochen, Monate später? – ging er zurück auf den Berg und kam beschämt wieder herab, um nun zu verkünden, dass man ihn bei seinem letzten Besuch getäuscht hatte; der Teufel war ihm in Gestalt des Erzengels erschienen, weshalb es sich bei den Versen, die ihm einge-flüstert wurden, um keine göttlichen, sondern um satanische Verse handelte, die sogleich aus dem Koran getilgt werden sollten. Bei dieser Gelegenheit hatte der Engel neue Verse Gottes mitgebracht, die im großen Buch die satanischen ersetzen sollten: »Habt ihr von al-Lat und al-Uzza gehört und von al-Manat, der Dritten, die eine andere ist? Das sind bloße Namen, die ihr und eure Väter aufgebracht haben und zu denen Gott keinerlei Vollmacht herabgesandt hat. Sollte Gott Töchter haben, während ihr Söhne habt? Das wäre eine unrechte Verteilung.« Auf diese Weise wurde das Rezitierte vom Teufelswerk gereinigt. Die Fragen aber blieben: Warum hatte Mohammed anfänglich die erste, die ›falsche‹ Offenbarung als wahre Offenbarung hingenommen? Und was war in Mekka zwischen den beiden Offenbarungen geschehen, der des Satans und der des Engels?

So viel wusste man: Mohammed wollte vom Volk von Mekka anerkannt werden. »Ihn verlangte«, schrieb Ibn Ishaq, »danach, sie um sich zu scharen.« Und als das Volk hörte, er habe die drei geflügelten Göttinnen gutgeheißen, war dies eine willkommene Neuigkeit. »Sie waren begeistert und sehr damit zufrieden, wie er über ihre Götter sprach«, schreibt Ibn Ishaq, »und sie sagten: ›Mohammed spricht auf ausgezeichnete Weise von unseren Göttern‹«. Buhari berichtete: »Der Prophet ... warf sich in den Staub, während er *an-Najm* rezitierte, und mit ihm warfen sich die Muslime zu Boden, die Heiden, die Dschinnis und alle menschlichen Wesen.«

Warum hat dann der Prophet später widerrufen? Westliche Historiker (der schottische Islamgelehrte W. Montgomery Watt, der französische Marxist Maxime Rodinson) schlugen eine politisch motivierte Lesart dieser Episode vor. Die Tempel der drei geflügelten Göttinnen waren enorm wichtig für die herrschende Elite der Stadt, eine Elite, die Mohammed verschlossen blieb, unfairerweise, wie er fand. Der ›Deal‹, den man ihm angeboten hatte, lief also möglicherweise auf

Folgendes hinaus: Falls Mohammed oder der Erzengel oder Allah damit einverstanden waren, dass die Vogel-Göttinnen auch von den Anhängern des Islam verehrt wurden, natürlich nicht als Allah gleichgestellte Gottheiten, doch als untergeordnete, unbedeutendere Wesen, zum Beispiel als Engel – im Islam gab es ja bereits Engel, was konnte es also schaden, wenn man noch drei hinzufügte, drei, die in Mekka zufällig auch noch sehr beliebt und sehr einträglich waren? –, falls also dies geschah, dann würde man die Muslime nicht länger verfolgen, und Mohammed selbst bekäme einen Sitz im Rat der Stadt. Vielleicht war es diese Verlockung, der der Prophet kurzzeitig erlag.

Und was passierte dann? Brachen die Granden der Stadt ihr Versprechen, weil sie meinten, Mohammeds Flirt mit dem Polytheismus habe ihn bei den eigenen Anhängern in Misskredit gebracht? Oder weigerten sich die Anhänger, die Offenbarung über die Göttinnen anzuerkennen? Bedauerte Mohammed gar selbst, seine Idee aufs Spiel gesetzt zu haben, als er dem Sirenen gesang allgemeiner Verträglichkeit nachgab? Die Fantasie muss die Lücken in der Überlieferung füllen. Allerdings spricht der Koran selbst davon, dass alle Propheten einer Prüfung unterzogen wurden. »Und Wir schickten vor dir keinen einzigen Gesandten oder Propheten, dessen Wünsche Satan nicht durchkreuzte.« Wenn aber der Vorfall der satanischen Verse die Versuchung Mohammeds war, dann muss gesagt werden, dass er ziemlich gut davongekommen ist. Er hatte eingestanden, in Versuchung geführt worden zu sein, und hatte widerrufen. Tabari zitiert ihn folgendermaßen: »Ich habe Dinge gegen Gott ersonnen und ihm Worte unterstellt, die er nicht gesagt hat.« Danach blieb der so in der Esse gehärtete Monotheismus des Islam trotz aller Verfolgung, trotz Exil und Krieg stark und unerschütterlich; und schon bald darauf besiegte der Prophet seine Feinde; der neue Glaube breitete sich wie ein Lauffeuer über die Welt aus.

»Sollte Gott Töchter haben, während ihr Söhne habt? Das wäre eine ungerechte Verteilung.«

Die ›wahren‹ Verse, ob nun die des Satans oder die des Engels, ließen keinen Zweifel zu: Es war die Weiblichkeit der geflügelten Göttinnen – der erhabenen Vögel –, die sie unterlegen und scheinheilig machte, die bewies, dass sie anders als die Engel nicht Kinder Gottes sein konnten. Manchmal offenbart die Geburt einer großen Idee

etwas über ihre Zukunft; die Umstände, unter denen die Neuigkeit in die Welt gelangt, sagt voraus, wie sie im Alter sein wird. Bei der Geburt dieser bestimmten Idee hielt man Weiblichkeit jedenfalls für etwas, was nicht zum Erhabenen qualifizierte.

*

Gute Story, dachte er, als er das las. Damals träumte er schon davon, Schriftsteller zu werden, und er speicherte die gute Story für künftige Zeiten. Zwanzig Jahre später sollte er herausfinden, wie gut die Story tatsächlich war.

*

JE SUIS MARXISTE, TENDANCE GROUCHO lautete das Graffito in jenem revolutionären Frühling in Paris. Einige Wochen nach den Pariser *événements* im Mai 1968 und einige Nächte vor seiner Abschlussfeier hatte ein anonymer Witzbold, sicher ein Marxist mit Groucho-Tendenzen, beschlossen, in seiner Abwesenheit sein bourgeoises, elitäres Collegezimmer sowie Wände und Möbel, Plattenspieler und Kleider mit Hilfe eines Eimers voll Bratensoße und Zwiebeln zu verzieren. Gemäß jener alten Tradition von Fairness und Gerechtigkeit, der sich die Colleges von Cambridge rühmen, machte King's ihn allein für diese Schweinerei verantwortlich, ignorierte gegenteilige Aussagen und wies darauf hin, dass er, falls er nicht sofort für den entstandenen Schaden aufkam, nicht zum Examen zugelassen würde. Es war das erste, doch leider nicht das letzte Mal, dass ihm vorgeworfen wurde, Unrat verbreitet zu haben.

Er zahlte und ging aus Trotz mit braunen Schuhen zur Abschlussfeier. Prompt fischte man ihn aus der Parade seiner anständig schwarz beschuhten Altersgenossen heraus und trug ihm auf, sich umzuziehen. Studenten in braunen Schuhen fand man rätselhafterweise unpassend gekleidet, und auch dagegen konnte keine Berufung eingelegt werden. Wieder gab er nach, flitzte los, um sich andere Schuhe anzuziehen und sich in null Komma nichts erneut der Parade anzuschließen. Als er an die Reihe kam, hatte er sich am kleinen Finger eines Universitätsbeamten festzuhalten und dem Mann langsam dorthin zu folgen, wo der Vizekanzler auf einem mächtigen Thron saß. Er kniete dem alten Mann zu Füßen, hielt in einer Geste der Unterwerfung die Hände

hoch, Handteller aneinander, und bat auf Latein um die Examensurkunde, für die er, wie er unwillkürlich dachte, drei Jahre lang hart gearbeitet hatte, in denen er darüber hinaus von seinen Eltern mit einer beachtlichen Summe unterstützt worden war. Man hatte ihm geraten, die Hände hoch über den Kopf zu halten für den Fall, dass der Vizekanzler, wenn er sich vorbeugte, um nach seinen Händen zu greifen, aus seinem Thron vornüberkippen und auf ihn fallen sollte.

Dachte er heute an diese Tage zurück, fand er es entsetzlich, wie passiv er all dies über sich ergehen ließ, auch wenn nur schwer vorstellbar war, was er hätte anders machen können. Er hätte sich weigern können, den Bratensoßenschaden in seinem Zimmer zu bezahlen, hätte sich weigern können, andere Schuhe anzuziehen, hätte sich weigern können hinzuknien, um seinen B.A., seinen Bakkalaureus der Künste, zu erbitten. Er aber hatte es vorgezogen, klein beizugeben und sein Examen in Empfang zu nehmen. Die Erinnerung an diese Unterwerfung machte ihn trotziger, weniger kompromissbereit, weniger bereit, sich mit Ungerechtigkeit abzufinden, mochten die Gründe dafür noch so überzeugend klingen. Von da an sollte Ungerechtigkeit stets den Geschmack von Bratensoße haben. Ungerechtigkeit war eine braune, klumpige, gerinnende Brühe, die scharf und tränentreibend nach Zwiebeln roch. Unfairness fühlte sich an, als müsste man im letzten Moment und in vollem Tempo aufs Zimmer zurücklaufen, um die verbotenen braunen Schuhe auszuziehen. Ungerechtigkeit, das war, dass man gezwungen wurde, auf den Knien und in einer toten Sprache um das zu bitten, was einem rechtmäßig zustand.

Während einer Abschlussfeier am Bard College erzählte er viele Jahre später folgende Geschichte: »So lautet die Erkenntnis, die mich die Parabeln vom Unbekannten Bratensoßenattentäter, der Verbotenen Fußbekleidung und dem Hinfälligen Vizekanzler auf seinem Thron gelehrt haben und die ich heute an Sie weitergeben möchte«, verriet er an einem sonnigen Nachmittag in Annandale-on-Hudson, New York, der Abschlussklasse des Jahres 1996. »Erstens: Sollte man Ihnen eines Tages auf Ihrem Lebensweg etwas vorwerfen, was man einen schwerwiegenden Fall von Bratensoßenmissbrauch nennen könnte – dazu wird es kommen, keine Bange –, und dies, obwohl Sie unschuldig sind und keinen Bratensoßenmissbrauch begangen haben, dann baden Sie die Sache nicht einfach aus. Zweitens: Wer Sie ab-

lehnt, weil Sie die falschen Schuhe tragen, hat keinen Respekt verdient. Und drittens: Knien Sie vor niemandem. Kämpfen Sie aufrecht für das, was Ihnen zusteht.« Die Mitglieder des Jahrgangs '96 zogen los, sich ihre Examensurkunden zu holen, manche barfuß, andere mit Blumen im Haar, jubelnd, Fäuste reckend, tänzelnd, ungezwungen. *So ist's richtig*, dachte er. Das Ganze war Welten von der Formalität in Cambridge entfernt – und viel besser.

Seine Eltern kamen nicht zur Abschlussfeier. Sein Vater sagte, sie könnten sich den Flug nicht leisten. Das war gelogen.

*

Zu seinen Zeitgenossen zählten Romanschriftsteller – Martin Amis, Ian McEwan –, deren Karriere begann, sobald sie aus dem Ei geschlüpft waren; und wie erhabene Vögel flogen sie zum Himmel auf. Seine eigenen frühen Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen. Eine Zeitlang wohnte er in der Acfold Road abseits der Wandsworth Bridge Road in der Dachkammer eines Hauses, das er sich mit seiner Schwester Sameen und drei Freunden aus Cambridge teilte. Er zog die Trittleiter hoch, schloss die Luke, war allein in seiner dreieckigen Welt aus Holz und gab vor zu schreiben. Dabei hatte er keine Ahnung, was er da tat. Lange wollte kein Buch Gestalt annehmen. Die Verwirrung dieser frühen Tage – eine innere Verwirrung, wie er später begriff, eine Unsicherheit darüber, wer und was aus ihm seit der Abreise aus Bombay geworden war – hatte schädlichen Einfluss auf seine Persönlichkeit. Oft war er unfreundlich und brach wegen unwichtiger Dinge einen hitzigen Streit vom Zaun. Er stand unter Druck und musste sich Mühe geben, seine Angst zu verbergen. Was er anpackte, ging schief. Um sich vom Scheitern in der Dachkammer abzulenken, schloss er sich alternativen Theatergruppen im Oval House in Kennington an, den Gruppen ›Sidewalk‹ und ›Zatch‹, zog ein langes schwarzes Kleid über, setzte sich eine blonde Perücke auf und spielte eine männliche Kummerkastentante in einem Stück von Dusty Hughes, einem Cambridger Studienkollegen. Er gehörte zum Ensemble des britischen Revivals von *Viet Rock*, einer in New York von La MaMa gegründeten Anti-Vietnam-Agitpropshow. Die Auftritte konnte man nicht gerade bahnbrechend nennen; außerdem verdiente er kaum Geld, was noch schlimmer war. Ein Jahr nach seinem Abschluss in Cambridge

meldete er sich arbeitslos. »Was soll ich meinen Freunden sagen?«, war es aus Anis Rushdie herausgeplatzt, als der Sohn ihm seine literarischen Ambitionen verkündete, und während er in der Schlange vorm Arbeitsamt anstand, begann er allmählich, den Standpunkt seines Vaters zu verstehen. Jugendlicher Kummer gab im Haus in der Acfold Road so manches Mal den Ton an. Sameen hatte eine unglückliche Affäre mit Stephen Brandon, einem seiner Collegenfreunde, und als die Beziehung in die Brüche ging, zog seine Schwester aus und kehrte nach Hause zurück. Dafür zog eine junge Frau namens Fiona Arden ein, die er eines Abends halb bewusstlos am Fuße der Treppe fand. Sie hatte Schlaftabletten geschluckt, umklammerte seine Hand und wollte ihn nicht loslassen, also fuhr er mit ihr in die Notaufnahme eines Krankenhauses, wo man ihr den Magen auspumpte und das Leben rettete. Kurz darauf ließ er die Dachkammer hinter sich und tingelte durch Chelsea und Earls Court von Wohngemeinschaft zu Wohngemeinschaft. Erst vierzig Jahre später hörte er wieder von Fiona. Sie saß als Baroness im House of Lords und hatte es in der Geschäftswelt zu hohem Ansehen gebracht. Die Jugend ist oft elend, die Mühen der Selbstwerdung können einen fast zerreißen, doch manchmal beginnen nach einer schweren Zeit auch bessere Tage.

Kaum war er aus der Acfold Road ausgezogen, setzte ein verstörter Junge das Haus in Brand.

Dusty Hughes bekam eine Stelle als Werbetexter bei der Agentur J. Walter Thompson am Berkeley Square. Von einem Tag auf den anderen verfügte er über ein ausreichendes Einkommen und machte Shampoowerbung mit hübschen blonden Models. »Solltest du auch tun«, riet ihm Dusty, »ist ganz einfach.« Er meldete sich bei J. Walter Thompson für den ›Werbetest‹ an, der unter Examensbedingungen im Agenturbüro abgehalten wurde, schrieb einen Werbetext für After-Eight-Schokolade, ein Jingle für das Anlegen von Sicherheitsgurten im Auto zur Melodie von Chuck Berrys ›No Particular Place to Go‹ und versuchte, wie verlangt, einem Besucher vom Mars in weniger als hundert Worten zu erklären, was Brot war, auch, wie man eine Scheibe Toast herstellte – und scheiterte. Nach Ansicht des mächtigen JWT hatte er nicht das Zeug zum Texter. Letztlich bekam er eine Anstellung in einer kleinen, nicht ganz so renommierten Agentur namens Sharp MacManus in der Albemarle Street, und sein Arbeits-

leben begann. Am ersten Tag wurde er aufgefordert, eine Anzeige für eine Coupon-Zeitschrift zu verfassen, die zu Weihnachten Zigarren in roten Böllern anbot. Sein Kopf war leer. Schließlich beugte sich der freundliche ›creative director‹ Oliver Knox, aus dem später ein vielgelobter Schriftsteller werden sollte, über seine Schulter und flüsterte: ›Fünf zündende Ideen von *Players* lassen es zu Weihnachten richtig knallen.« *Ach*, dachte er und kam sich blöd vor, *so geht das*.

Bei Sharp's teilte er sich ein Büro mit Fay Coventry, einer großen, dunkelhaarigen Schönheit, die mit Tom Maschler ausging, dem Verleger bei Jonathan Cape. Jeden Montag erzählte sie ihm Geschichten von den Wochenenden mit ihren amüsanten Freunden, mit ›Arnold‹ (Wesker), ›Harold‹ (Pinter) und ›John‹ (Fowles). Wie wunderbar diese Geschichten waren, was sie für einen Spaß gehabt hatten! Neid, Verbitterung, Sehnsucht und Verzweiflung tobten im Herzen des jungen Werbetexters. Da war sie, die Welt der Literatur, so nah und doch so schrecklich weit fort. Als Fay kündigte, um Maschler zu heiraten und später dann eine angesehene Restaurantkritikerin zu werden, war er fast erleichtert, dass die literarische Welt, in die sie ihm solch quälende Einblicke gewährt hatte, ein Stück weiter von ihm fortgerückt war.

Im Juni 1968 hatte er sein Studium abgeschlossen. *Mitternachtskinder* erschien im April 1981. Er brauchte fast dreizehn Jahre, nur um anzufangen. In dieser Zeit schrieb er unerträgliche Mengen Müll. Einen Roman gab es, ›The Book of the Peer‹, der hätte gut sein können, wenn er ihn zu schreiben verstanden hätte. Es ging um die Geschichte eines heiligen Mannes, eines *pir* oder *peer*, in einem Land wie Pakistan, ein Mann, der von drei anderen Männern benutzt wurde, einem Armeeeoffizier, einem führenden Politiker und einem Kapitalisten, für die er einen Umsturz herbeiführen sollte, um danach, wie sie glaubten, nur die Galionsfigur abzugeben, während sie selbst die eigentliche Macht ausübten; doch zeigte sich, dass der Mann fähiger und skrupelloser als seine Förderer war, die bald begreifen mussten, dass sie ein Ungeheuer losgelassen hatten, das sie nicht mehr kontrollieren konnten. Er schrieb die Geschichte, viele Jahre bevor Ayatollah Khomeini die Revolution fraß, deren bloße Galionsfigur er sein sollte. Hätte er den Roman einfach gehalten, ihn als politischen Thriller geschrieben, wäre vielleicht was draus geworden, stattdessen wurden die Geschehnisse von mehreren Charakteren im ›inneren

Monolog erzählt, was die Geschichte mehr oder weniger unverständlich machte. Niemand mochte sie, eine Veröffentlichung stand außer Frage. Das Ganze war eine Totgeburt.

Es sollte noch schlimmer kommen. Auf der Suche nach einem Fernsehredakteur schrieb die BBC einen Wettbewerb aus, und er reichte ein Stück über die beiden mit Christus gekreuzigten Verbrecher ein, die sich, ehe Jesus nach Golgatha kam, miteinander unterhielten nach Art der beiden Tramps Didi und Gogo in Becketts *Warten auf Godot*. Das Stück hieß (natürlich) ›Am Kreuzweg‹ und war ziemlich blöd. Den Wettbewerb hat es nicht gewonnen. Darauf folgte ein romanlanger Text ›The Antagonist‹ in schlechter Pynchon-Manier, der so missglückt war, dass er ihn niemanden zeigte. Der Job in der Agentur hielt ihn über Wasser. Sich Schriftsteller zu nennen, wagte er nicht. Er war ein Werbetexter, der wie alle Werbetexter davon träumte, ein ›echter‹ Schriftsteller zu sein. Allerdings wusste er, dass er noch nicht ›echt‹ war.

Es schien eigenartig, dass ein erklärter Gottloser immer wieder über Religiöses schrieb. Der Glaube war ihm abhandengekommen, das Thema aber blieb und beschäftigte seine Fantasie. Die Strukturen und Metaphern der Religion (Hinduismus und Christentum ebenso wie der Islam) formten seinen ungläubigen Verstand, und das Interesse dieser Religionen an den großen Fragen der Existenz – Woher kommen wir? Und wie, wenn wir schon mal hier sind, sollen wir leben? – war auch sein Interesse, obwohl er zu Schlussfolgerungen kam, die keinen göttlichen Vermittler als Fürsprecher brauchten und erst recht keinen irdischen Priester, der sie sanktionierte und interpretierte. *Grimus*, sein erster veröffentlichter Roman, wurde bei Victor Gollancz von Liz Calder herausgebracht, ehe sie zu Cape wechselte. Die Geschichte basierte auf *Mantiq ut-Tair* oder *Die Konferenz der Vögel*, einem mystischen narrativen Poem vom John Bunyan des Islam, dem Sufi Muslim Farid ud-Din Attar aus dem zwölften Jahrhundert, geboren in Nischapur im heutigen Iran vier Jahre nach dem Tod von Omar Khayyam, dem gefeierten Sohn der Stadt. In dem Gedicht – einer Art muslimischer *Pilgerreise* – führt ein Wiedehopf tausend Vögel auf eine Reise durch sieben Täler der Mühen und Offenbarungen zum runden Berg Qâf, der Heimstatt ihres Gottes Simurg. Nur dreißig von ihnen überstehen die Strapazen. Als sie den Gipfel erreichen,

finden sie jedoch keinen Gott, und ihnen wird erklärt, dass der Name Simurg, teilt man ihn in die Silben *si* und *murg*, ›dreißig Vögel‹ bedeutet. Indem sie die Herausforderungen ihrer Suche bewältigten, wurden sie zu der Gottheit, die sie suchten.

›Grimus‹ war ein Anagramm von ›Simurg‹. In seiner Science-Fiction-Nacherzählung von Attars Geschichte sucht ein frecherweise Flapping Eagle genannter ›Indianer‹ nach dem geheimnisvollen Calf Island. Das Werk wurde größtenteils ziemlich abfällig aufgenommen, manche Besprechungen waren fast beleidigend, ein Echo, das ihn erschütterte. Mit dem Mut der Verzweiflung warf er rasch einen kurzen, novellenlangen Roman zu Papier, eine Satire, in der die Karriere der indischen Premierministerin Indira Gandhi in die Welt von Bom-bays Filmindustrie verlagert wurde. (Philip Roths Satire *Unsere Gang* über Richard M. Nixon war eines der fernen Vorbilder.) Das Buch war derart vulgär – an einer Stelle wächst der indische Hauptfigur, einem einflussreichen Filmstar, der Penis ihres toten Vaters –, dass es ebenso rasch abgelehnt wurde, wie es geschrieben worden war. Tiefer konnte er nicht sinken.

Das sechste Tal, durch das in Attars Gedicht die dreißig Vögel ziehen, ist ein Ort der Verwirrung, ein Tal, in dem sie begreifen, dass sie nichts wissen und nichts verstanden haben, weshalb sie Hoffnungslosigkeit und Kummer überkommt. Das siebte Tal ist das Tal des Todes. Mitte der siebziger Jahre kam sich der junge Werbetexter und Romancier wie der verhinderte einunddreißigste Vogel vor.

*

Trotz ihres Rufes als Feind aller Hoffnungen tat ihm die Werbebranche eigentlich gut. Er arbeitete jetzt bei der größeren Agentur Ogilvy & Mather, deren Gründer, David Ogilvy, Erfinder des gefeierten Spruchs war: ›Der Konsument ist nicht doof, sondern deine Frau.‹ Sicher gab es ein paar Probleme, etwa als sich eine amerikanische Fluggesellschaft weigerte, eine schwarze Stewardess in ihrem Spot auftreten zu lassen, obwohl die fragliche Frau zum Personal der Airline gehörte. »Wenn das die Gewerkschaft wüsste«, sagte er, und der Vertreter der Fluggesellschaft antwortete: »Sie werden es ihr wohl kaum sagen, oder?« Und dann, als er sich weigerte, an einer Werbekampagne für Campbell's Corned Beef mitzuarbeiten, da das Fleisch aus

Südafrika stammte und der Afrikanische Nationalkongress dazu aufgefordert hatte, derlei Produkte zu boykottieren. Man hätte ihn feuern können, aber der Corned-Beef-Kunde bestand nicht darauf, also blieb er. In den siebziger Jahren wurden in der Welt der Werbung keine Eigenbrötler und Sonderlinge entlassen. Man feuerte meist die verbissenen Arbeiterbienen, die sich größte Mühe gaben, ihre Stelle zu behalten, aber wenn man sich aufführte, als scherte man sich einen Dreck um den eigenen Job, wenn man spät kam und sich lange, feuchtfröhliche Mittagspausen leistete, wurde man befördert oder bekam eine Gehaltserhöhung, während die Götter droben lächelnd auf diese kreative Exzentrik herabblickten, zumindest solange man im Schnitt das Gewünschte lieferte.

Und die meiste Zeit arbeitete er mit Leuten zusammen, die ihn unterstützten und zu schätzen wussten, mit talentierten Leuten, die, wie er, ihre Zeit in der Werbebranche als Sprungbrett für Besseres oder als Möglichkeit nutzten, gutes Geld zu verdienen. Er machte einen Spot für Scotch Magic Tape, in dem John Cleese die Vorzüge eines Klebebandes demonstrierte, das mit dem Aufkleben unsichtbar wurde (»Und hier sehen Sie, dass Sie es nicht sehen, während Sie, wie Sie hier sehen, gewöhnliches Klebeband durchaus sehen«), und einen Spot unter der Regie von Nicolas Roeg, dem gefeierten Regisseur von *Performance* und *Wenn die Gondeln Trauer tragen*, für Loving Care, ein Produkt von Clairol, das graues Haar übertönte. Während der verordneten Drei-Tage-Woche infolge des Bergarbeiterstreiks 1974, als es in England fast täglich zu Stromausfällen kam, die für die Welt der Film- und Synchronisationsstudios der Wardour Street ein ziemliches Chaos bedeuteten, machte er sechs Monate lang Woche für Woche drei Spots für den *Daily Mirror*, von denen jeder einzelne trotz aller Probleme auch ausgestrahlt wurde. Danach hatte das Filmemachen für ihn allen Schrecken verloren. Die Arbeit in der Werbebranche führte ihn sogar nach Amerika, schickte man ihn doch auf eine Reise quer durch die Vereinigten Staaten, damit er unter dem Slogan »Das große amerikanische Abenteuer« Touristenwerbung für U.S. Travel Service schreiben konnte; der legendäre Elliot Erwitt machte die Fotos. Langhaarig und mit Schnurrbart traf er auf dem Flughafen in San Francisco ein, wo ein großes Plakat verkündete: EINIGE KURZE AUGENBLICKE AM ZOLL SIND EIN KLEINER PREIS DAFÜR, DASS

WIR UNSERE KINDER VOR DROGENMISSBRAUCH SCHÜTZEN. Ein unfassbar hinterwäldlerischer Amerikaner nickte zustimmend, um sich dann in völligem Sinneswandel, doch ohne erkenntliche Anzeichen irgendwelcher inneren Widersprüche, zu dem langhaarigen, Schnurrbart tragenden Besucher umzudrehen – der zugegebenermaßen aussah, als beabsichtige er, schnurstracks nach Haight-Ashbury zu fahren, dem damaligen Mittelpunkt der Welt für die ›Gegenkultur‹ von Sex, Drugs and Rock 'n' Roll – und ihm zu sagen: »Tut mir echt leid für Sie, Kumpel, aber selbst wenn sie nichts bei Ihnen finden, finden sie was.« Dem jungen Werbetexter aber waren keine Drogen untergeschoben worden, und so wurde ihm gestattet, das magische Königreich zu betreten. Als er schließlich nach New York kam, wurde er an seinem ersten Abend in der Stadt gebeten, einen Anzug zu tragen und sich einen Schlips umzubinden, damit ihn Freunde auf einen Drink ins Windows on the World mitnehmen konnten, der Bar im obersten Stock des World Trade Centers. Sie gehörten zu seinen ersten und nie vergessenen Ansichten der Stadt, gigantische Gebäude, die zu sagen schienen: *Wir stehen hier für alle Zeit.*

*

Er fand seine Existenz selbst schmerzhaft temporär. In seiner Beziehung zu Clarissa war er glücklich, und das linderte den Sturm in seinem Innern ein wenig, schließlich hätte sich manch anderer junger Mann damit zufriedengegeben, dass er einen guten Job machte. Dennoch wurden seine Gedanken von den Problemen seines Innenlebens beherrscht, dem wiederholten Scheitern, ein anständiger, publizierbarer Schriftsteller zu sein oder zu werden. Er beschloss, die Kritik anderer Leute an seinen Texten zu ignorieren und stattdessen seine eigene Kritik zu formulieren. Schließlich begann er bereits zu ahnen, dass an seinem Schreiben grundlegend etwas nicht stimmte, dass an ihm selbst etwas falsch und missverstanden war. Wenn er es nicht geschafft hatte, der Schriftsteller zu sein, zu dem er das Zeug in sich zu haben meinte, dann lag es vielleicht daran, dass er nicht wusste, wer er eigentlich war. Und so begann er an diesem schmähhlichen Tiefpunkt seiner literarischen Laufbahn allmählich zu begreifen, wer dieser Mensch, der er war, wohl sein mochte.

Er war ein Migrant. Er gehörte zu denen, die an einem Ort ge-

strandet waren, der nicht der Ort war, an dem es für sie begonnen hatte. Jede Migration kappt die herkömmlichen Wurzeln der eigenen Person. Der verwurzelte Mensch gedeiht an einem Ort, den er gut kennt, unter seinesgleichen, die er gleichfalls gut kennt, folgt Bräuchen und Traditionen, mit denen er und seine Gemeinschaft vertraut sind, und er unterhält sich mit den anderen in einer ihnen gemeinsamen Sprache. Von diesen vier Wurzeln – Ort, Gemeinschaft, Kultur und Sprache – hatte er drei verloren. Sein geliebtes Bombay gab es für ihn so nicht mehr; als die Eltern alt wurden, hatten sie ohne jede Diskussion das Haus seiner Kindheit verkauft, eigenartigerweise um nach Karatschi zu ziehen, nach Pakistan. Sie lebten nicht gern in Karatschi, wie denn auch! Im Vergleich zu Delhi war Karatschi, was Duluth im Vergleich zu New York ist. Keiner ihrer vorgeblichen Gründe schien ihm stichhaltig. Sie fühlten sich, sagten sie, als Muslime in Indien zunehmend fremd. Sie wollten, sagten sie, gute muslimische Ehemänner für ihre Töchter finden. Wirklich höchst seltsam. Nach einem glücklich ohne Religion gelebten Leben brachten sie nun religiöse Gründe vor. Er glaubte ihnen kein Wort und war davon überzeugt, dass geschäftliche Gründe, Steuerprobleme oder ähnliche handfeste Sorgen sie dazu gebracht hatten, das von ihnen geschätzte Haus und ihre geliebte Stadt zu verlassen. Irgendwas war hier faul, aber es blieb ein Geheimnis. Manchmal sagte er es ihnen auf den Kopf zu, doch gaben sie keine Antwort. Er sollte das Rätsel niemals lösen. Beide Eltern starben, ohne je zugegeben zu haben, dass es noch eine andere Erklärung für ihren Umzug gab. Und in Karatschi blieben sie so gottlos, wie sie es in Bombay gewesen waren, weshalb die religiöse Begründung weiterhin ungenügend und falsch klang.

Es verstörte ihn, dass er nicht begriff, warum sich sein Lebensgefüge derart geändert hatte. Oft fühlte er sich bedeutungslos. Gar absurd. Er war ein Junge aus Bombay, der seinen Lebensweg unter Engländern in London machte, sich aber durch ein doppeltes Gefühl der Unzugehörigkeit verflucht fand. Wenigstens die Sprachwurzel war ihm geblieben, doch begann er allmählich zu verstehen, wie schmerzlich er unter dem Verlust der übrigen Wurzeln litt und wie sehr ihn verwirrte, was aus ihm geworden war. Die Millionen Migrantinnen dieser Welt sahen sich im Zeitalter der Migration mit enormen Problemen konfrontiert, mit Heimatlosigkeit, Hunger, Arbeitslosigkeit, Krankheit, Verfolgung,

Entfremdung und Angst. Er zählte zu den Glücklicheren, doch blieb ein großes Problem: das der Authentizität. Das Migranten-Ich wurde unweigerlich heterogen statt homogen, schließlich gehörte es zu mehr als einem Ort, zu vielen eher als zu einem, sprach auf mehr als eine Seinsweise an, war mehr als gewöhnlich durchmischt. War es möglich, nicht etwa wurzellos zu sein, sondern im vielfach Verwurzelten aufzugehen? Nicht darunter zu leiden, dass einem die Wurzeln fehlten, sondern von einem Übermaß an Wurzeln zu profitieren? Die diversen Wurzeln brauchten nicht von gleicher oder nahezu gleicher Stärke zu sein, trotzdem sorgte er sich, dass seine Verbindung zu Indien geschwächt war. Er musste die verlorene indische Identität für sich zurückfordern, fürchtete er doch, sie sonst zu verlieren. Das wahre Ich war beides, sein Ursprung wie auch seine Reise.

Um die Bedeutung seiner Reise zu begreifen, musste er zurück an ihren Anfang und unterwegs lernen.

An diesem Punkt seiner Überlegungen fiel ihm ›Saleem Sinai‹ wieder ein. Dieser in West-London beheimatete Proto-Saleem war eine untergeordnete Figur in seinem aufgegebenen Manuskript ›The Antagonist‹ gewesen und bewusst als sein *alter ego* geschaffen worden, ›Saleem‹ in Erinnerung an Salim Merchant, einen Klassenkameraden in Bombay (und natürlich wegen der Nähe zu ›Salman‹), und ›Sinai‹ nach dem muslimischen Universalgelehrten Ibn Sina (›Avicenna‹), gerade so wie ›Rushdie‹ sich von Ibn Ruschd herleitete. Der Saleem aus ›The Antagonist‹ war eine Figur, die man ruhig vergessen konnte und die es verdiente, dass sie die Ladbroke Grove hinauf ins Vergessen driftete, doch besaß sie eine Charaktereigenschaft, die den Mann plötzlich wieder wertvoll machte: Er war 1947 vom vierzehnten auf den fünfzehnten August um Mitternacht geboren worden, in dem ›Freiheit-um-Mitternacht‹-Augenblick der indischen Unabhängigkeit von britischer Vorherrschaft. Vielleicht brauchte dieser Saleem, Bombay-Saleem, doch ein eigenes Buch.

Er war selbst auf den Tag genau acht Wochen vor dem Ende des englischen Weltreiches geboren worden und erinnerte sich noch gut an den Witz seines Vaters: »Salman kam zur Welt, und acht Wochen später rannten die Briten davon.« Saleems Tat sollte noch beeindruckender sein. Die Briten würden sich genau im Augenblick seiner Geburt davonmachen.

Er war im Entbindungsheim von Dr. Shirodkar zur Welt gekommen – dem bekannten Gynäkologen V.N. Shirodkar, Erfinder der berühmten ›Shirodkar-Cerclage‹, der Naht des Gebärmutterhalses –, und in seinem Buch wollte er diesen Arzt unter anderem Namen wiederauferstehen lassen. Westfield Estate mit Blick auf die Warden Road (heute in Bhulabhai Desai Road umbenannt) mit ihren von einem heimreisenden Engländer gekauften und nach königlichen Palästen umbenannten Häusern Glamis Villa, Sandringham Villa, Balmoral und dem eigenen Elternhaus, der Windsor Villa, sie würden als Methwolds Estate wiedererstehen, und aus ›Windsor‹ wurde ›Buckingham‹. Die Cathedral School, gegründet ›unter der Schirmherrschaft der anglo-schottischen Bildungsgesellschaft‹, sollte ihren Namen behalten, und kleine wie große Vorfälle seiner Kindheit – wie er durch eine zuschlagende Tür eine Fingerkuppe verlor und Tony Brent ›The Clouds Will Soon Roll By‹ sang, die sonntagmorgendlichen Jazz-Jamsessions in Colaba, die Nanavati-Affäre (ein aufsehenerregender Vorfall, in dessen Verlauf ein ehrgeiziger Marineoffizier den Liebhaber seiner Frau ermordete und auch auf seine Frau schoss, sie aber nicht tödlich traf) –, all das würde, in Fiktion verwandelt, ebenfalls zur Sprache kommen. Die Tore der Erinnerung öffneten sich, die Vergangenheit strömte herbei. Er hatte ein Buch zu schreiben.

Eine Zeitlang schien es, als sollte dies ein einfacher Roman über seine Kindheit werden, doch machte sich schon bald bemerkbar, welche Auswirkungen das Geburtsdatum seines Protagonisten hatte. Wenn sie Zwillinge waren, dieser aufs Neue ersonnene Saleem Sinai und die neugeborene Nation, dann musste das Buch die Geschichte beider Zwillinge erzählen. Geschichte überflutete seine Seiten, gewaltig und vertraut, kreativ und destruktiv, und er begriff, seinem Werk hatte bislang auch diese Dimension gefehlt. Er war studierter Historiker, und was wesentlich an der Historie war, dass man nämlich begriff, wie das Leben einzelner Menschen, Gemeinschaften, Nationen und gesellschaftlicher Klassen von großen Kräften geformt wurde, sie aber dennoch zuzeiten die Fähigkeit bewahrten, diese Kräfte in bestimmte Richtungen zu lenken, musste auch für die Fiktion wesentlich sein. Seine Aufregung wuchs. Er hatte eine Schnittstelle zwischen dem Privaten und Öffentlichen gefunden, und er würde sein Buch an genau diesem Scheideweg ansiedeln. Das Politische und das Persönli-

che konnten nicht länger getrennt bleiben. Sie lebten schließlich nicht mehr in den Tagen von Jane Austen, die ihr ganzes Werk während der napoleonischen Kriege verfasste, ohne diese ein einziges Mal zu erwähnen, und für die die Rolle der britischen Armee vor allem darin bestanden hatte, ihre Soldaten Paradeuniformen tragen und auf Partys hinreißend aussehen zu lassen. Er würde sein Buch auch nicht im kühlen Englisch eines E. M. Forster schreiben. Indien war nicht kühl; es war *heiß*. Es war heiß, überbevölkert, vulgär und laut, und es brauchte eine Sprache, die dazu passte – und er wollte diese Sprache finden.

Ihm wurde klar, dass er ein gigantisches Alles-oder-nichts-Projekt in Angriff nahm und dass das Risiko des Scheiterns weit größer als die Möglichkeit schien, damit Erfolg zu haben, doch ertappte er sich bei dem Gedanken, dass ihm das gerade recht war. Wenn er schon einen letzten Versuch wagte, seinen Traum wahr werden zu lassen, dann nicht mit einem auf Nummer sicher gehenden, konservativen, mittelmäßigen kleinen Buch. Nein, er wollte sich der größten künstlerischen Herausforderung stellen, die er sich nur denken konnte, und das war sie, dieser noch unbetitelte Roman, ›Sinai‹, nein, schrecklicher Titel, da würde man glauben, es ginge um den Nahostkonflikt oder die Zehn Gebote, ›Kind der Mitternacht‹, nur würde es mehr als ein Kind geben müssen, denn in der Mitternachtsstunde konnten viele Kinder geboren werden, Hunderte, gar Tausende oder ja, warum nicht, tausendundeins, also ›Kinder der Mitternacht?‹ Nein, langweilig, klang, als träfen sich Pädophile zum Hexensabbat, aber ... *Mitternachtskinder?* Ja!

Der Vorschuss für *Grimus* belief sich auf die fürstliche Summe von siebenhundertfünfzig Pfund; außerdem waren die Rechte an der Übersetzung zweimal verkauft worden, nach Frankreich und nach Israel, so dass er achthundertfünfundzwanzig Pfund auf der Bank hatte; also holte er tief Luft und schlug Clarissa vor, dass er seinen einträglichen Job bei Ogilvys aufgab und sie zusammen nach Indien fuhren, um dort zu bleiben, solange das Geld eben reichte, dass sie möglichst billig reisten, sich einfach auf die unerschöpfliche indische Wirklichkeit einließen, damit er in tiefen Zügen aus diesem Füllhorn trinken konnte, um dann heimzukehren und darüber zu schreiben. »Ja«, antwortete sie spontan. Er liebte sie für ihre Abenteuerlust, für ebendiese

Einstellung, die sie vom mütterlicherseits gutgeheißenen Mr Leworthy aus Westerham in Kent fort- und in seine Arme getrieben hatte. Ja, sie würden alles auf eine Karte setzen. Clarissa hatte ihn bis hierher unterstützt und würde nun nicht damit aufhören. Gemeinsam begaben sie sich auf ihre indische Odyssee, schliefen in billigen Herbergen, unternahmen zwanzigstündige Busreisen, bei denen ihnen Hühner auf die Füße kotzten, stritten sich mit Bewohnern von Khajuraho, die den berühmten Tempelkomplex mit seinen tantrischen Schnitzereien obszön und nur was für Touristen fanden, entdeckten Bombay und Delhi neu, wohnten bei Freunden der Familie und auch bei einem offenkundig ungastlichen Onkel mit seiner frisch angetrauten, noch ungastlicheren australischen Frau, die zum Islam übergetreten war und es nicht erwarten konnte, dass sie wieder verschwanden, um dann, viele Jahre später, einen Brief zu schreiben und ihn um Geld anzubetteln. Er entdeckte das Witwenhotel in Benares und ging in Amritsar zum Park Jallianwala Bagh, dem Schauplatz von General Dyers berühmtem ›Massaker‹ von 1919, und flog, randvoll mit Indien, zurück, um sein Buch zu schreiben.

*

Fünf Jahre später hatten er und Clarissa geheiratet, ihr Sohn Zafar war zur Welt gekommen, der Roman fertig, und er hatte einen Verleger gefunden. Während einer Lesung stand eine Inderin auf und sagte: »Danke, Mr Rushdie, danke dafür, dass Sie mir meine Geschichte erzählt haben«, und er spürte einen Kloß in der Kehle. Eine andere Inderin während einer anderen Lesung sagte: »Mr Rushdie, ich habe Ihren Roman *Mitternachtskinder* gelesen. Es ist ein ziemlich dickes Buch, aber egal, ich habe es bis zu Ende gelesen. Und meine Frage ist folgende: Worauf wollen Sie eigentlich hinaus?« Ein Journalist aus Goa sagte: »Sie hatten Glück, dass Ihr Buch zuerst rauskam«, und zeigte ihm das getippte Kapitel seines eigenen Romans über einen Jungen, der in Goa zur selben Mitternachtsstunde geboren wurde. *The New York Times Book Review* schrieb, der Roman lese sich, als hätte ›ein Kontinent zu seiner Stimme gefunden‹, und viele literarische Stimmen Südasiens, die in den Myriaden Sprachen des Subkontinents schrieben, reagierten darauf mit einem lauten ›ach ja?‹. Vieles geschah, von dem er nicht einmal zu träumen gewagt hatte, Preise, Bestsellerruhm,

und überhaupt, er wurde bekannt. Indien schloss das Buch ins Herz und reklamierte den Autor für sich, gerade so, wie er gehofft hatte, das Land wieder für sich reklamieren zu können, was ihm mehr als jeder von einer Jury vergebene Preis bedeutete. Am Tiefpunkt seiner Karriere hatte er eine ›Sesam öffne dich‹-Tür gefunden, die nach oben ins helle Licht führte. Später, nach Khomeinis Fatwa, würde er noch einmal an diesen Tiefpunkt zurückkehren und dort erneut die Kraft zum Weitermachen finden, die Kraft, noch deutlicher er selbst zu sein.

Nach der Indienreise hatte er wieder als Werbetexter gearbeitet und konnte erst Ogilvys und später eine andere Agentur, Ayer Barker Hegemann, überreden, ihn nur für zwei oder drei Tage die Woche einzustellen, was ihm vier oder fünf Tage die Woche Zeit ließ, jenes Buch zu schreiben, das sich zu *Mitternachtskinder* auswachsen sollte. Nach dem Erscheinen des Buches sagte er sich, dass es nun Zeit wurde, diese Arbeit ganz aufzugeben, obwohl sie durchaus lukrativ war. Er hatte einen kleinen Sohn, und das Geld würde knapp werden, aber es war, was er tun musste. Er fragte Clarissa nach ihrer Meinung. »Wir müssen damit rechnen, arm zu sein«, sagte er. »Tja«, erwiderte sie, ohne zu zögern, »wenn es das ist, was du tun musst ...« Der kommerzielle Erfolg des Buches, mit dem sie beide nicht gerechnet hatten, kam ihnen wie eine Belohnung für ihre Bereitschaft vor, den Sprung aus der Sicherheit ins finanzielle Dunkel zu wagen.

Als er kündigte, dachte sein Chef, er wolle mehr Geld. »Nein«, sagte er. »Ich will nur versuchen, ganz vom Schreiben zu leben.« Ach, erwiderte sein Chef, Sie wollen also *viel* mehr Geld. »Nein, wirklich nicht«, gab er zurück. »Ich will nicht verhandeln, sondern Ihnen nur Bescheid geben, dass ich in dreißig Tagen aufhöre zu arbeiten. Von heute an in einunddreißig Tagen komme ich nicht mehr ins Büro.« Hmmm, erwiderte sein Chef. Ich glaube, *so* viel Geld können wir Ihnen wohl doch nicht geben.

Einunddreißig Tage später, im Sommer des Jahres 1981, wurde er hauptberuflicher Schriftsteller, und als er die Agentur zum letzten Mal verließ, überkam ihn ein berauschendes, geradezu schwindelerregendes Gefühl der Befreiung. Wie eine ungewollte Haut streifte er die Zeit in der Werbebranche von sich ab, auch wenn er insgeheim stolz auf seinen bekanntesten Slogan ›*naughty but nice*‹ blieb (kreiert für

einen Kunden, der frische Sahnetorten produzierte), aber auch auf die ›Bubble-Wörter‹, seine ›Luftblasenwort‹-Kampagne für Aero-Schokolade (IRRESISTIBUBBLE, DELECTABUBBLE, ADORABUBBLE schrie es von den Plakatwänden herab, TRANSPORTABUBBLE war quer über Busseiten geschrieben, PROFITABUBBLE versprachen Geschäftsreklamen, und auf Schaufensterabziehbildern stand AVAILABUBBLE HERE.) Als *Mitternachtskinder* später in jenem Jahr den Booker-Preis erhielt, kam das erste Telegramm – in jenen Tagen schickte man noch Telegramme – von seinem ehemals so verwunderten Chef. »Glückwunsch«, schrieb er. »Einer von uns hat es geschafft.«

*

Als er am Abend der Preisverleihung mit Clarissa zur Stationers' Hall ging, trafen sie die Verlegerin Carmen Callil, Gründerin des feministischen Verlags Virago und libanesisch-australischer Tausend-sassa. »Salman«, schrie sie, »mein Lieber, du gewinnst!« Und er war gleich überzeugt, dass sie ihn verhext hatte und er nun ganz bestimmt nicht mehr gewinnen würde. Die Shortlist war beeindruckend. Doris Lessing, Muriel Spark, Ian McEwan..., er hatte nicht die geringste Chance. Und dann war da noch D.M. Thomas mit seinem Roman *Das weiße Hotel*, den viele Kritiker ein Meisterwerk nannten. (Zumindest ehe die Anschuldigung laut wurde, er habe in größerem Umfang Passagen aus Anatoli Kuznezows *Babi Jar* übernommen, was, jedenfalls für manche Leute, dem Ruf des Buches schadete.) Nein, sagte er Clarissa, vergiss es.

Viele Jahre später erzählte ihm ein Jurymitglied, Joan Bakewell, bekannte TV-Moderatorin für Kultursendungen, von ihrer Befürchtung, Malcolm Bradbury, der Vorsitzende der Jury, könne die übrigen Mitglieder mit aller Macht überreden wollen, den Preis für *Das weiße Hotel* zu vergeben. Folglich hatte sie sich vor der letzten Jurysitzung mit zwei weiteren Juroren, der Kritikerin Hermione Lee und Professor Sam Hynes von der Princeton University, noch einmal privat getroffen, um sicherzustellen, dass sie dem Druck standhalten und für *Mitternachtskinder* stimmen würden. Letzten Endes gaben Bradbury und Brian Aldiss, der fünfte Juror, ihr Votum für *Das weiße Hotel* ab, und *Mitternachtskinder* gewann denkbar knapp mit drei zu zwei Stimmen.

